

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

25/2009 · 15. Juni 2009



Architektur der Gesellschaft

Christian Illies

Architektur als Philosophie – Philosophie der Architektur

Joachim Fischer

Architektur als Kommunikationsmedium der Gesellschaft

Heike Delitz

Architektur + Soziologie = Architektursoziologie

Susanne Frank

Architekturen: Mehr als ein „Spiegel der Gesellschaft“

Markus Schroer

Grenzen – ihre Bedeutung für Stadt und Architektur

Jens S. Dangschat

Architektur und soziale Selektivität

Harald Bodenschatz

Die europäische Großstadt: Version 3.0

Editorial

Architektur ist Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklung: Gebauter Raum verkörpert die ökonomischen, sozialen und kulturellen, auch geschlechterpolitischen Spezifika der jeweiligen gesellschaftlichen Epoche. (Stadt-)Architektur reklamiert Geld und Macht ebenso wie sie deren Nichtvorhandensein signalisiert. Sie offenbart soziale Unterschiede, setzt Akzente, lässt Glanz und Elend gleichermaßen ins Auge springen.

Die oft selbstreferenzielle Architektur moderner Industriegesellschaften steht in Kontrast zur jahrhundertealten europäischen Baukultur. In der Repräsentationsarchitektur der Moderne und Postmoderne spiegeln sich Hybris, Narzissmus und die Konkurrenzkämpfe unserer Zeit. Die Stadt als geschlossenes Ensemble – wie es in Städten mit gut erhaltenen (mittelalterlichen) Stadtkernen zu bewundern ist – wird kaum mehr gebaut. Eine Architektur, die sich vorhandenen Bauten vergangener Jahrhunderte oder gar der Natur unterordnet, statt sich selbst zu inszenieren, ist heute die Ausnahme. Für ein städtebauliches Programm, das Ästhetik, sozialen Ausgleich und ökologische Belange bündelt (Philosophie/Ethik der Architektur), bedarf es unterschiedener politischer Weichenstellungen.

Städte und Gebäude sind das Produkt gewollter Grenzziehungen zwischen Innen und Außen: zwischen Stadt und Land, unterschiedlichen sozialen Schichten, Privilegierten, weniger Privilegierten, Unterprivilegierten usw. Architektur kann auf subtile Weise dazu beitragen, Grenzen zu ziehen: bestimmten Bevölkerungsgruppen den Zugang zu bestimmten Orten zu erschweren oder gar zu verweigern. Kluge Stadtplanung kann und muss sozialer Verdrängung und Ausgrenzung vorbeugen. Nicht nur dafür ist es wichtig zu wissen, was Architektur hinsichtlich des Sozialen vermag.

Katharina Belwe

Christian Illies

Architektur als Philosophie – Philosophie der Architektur

Essay

Die Architektur ist wie alles Handeln in Überlegungen eingebettet, ja gerade beim Bauen sind eine komplexe geistige Arbeit und Fachkenntnisse vonnöten, um Planung und Berechnung, Organisation und Durchführung erfolgreich zu leisten. Ohne das könnte uns die Decke auf den Kopf fallen. Schon der Römer Vitruv (80/70 – 25 v. C.) schreibt in seinen „10 Büchern zur Architektur“, dass „Praxis“ und „Theorie“ unverzichtbar für das Bauen seien.¹ Und unter Theorie kann man jedes methodisch geordnete Denken und die aus ihm resultierenden, systematisch zusammengefassten Einsichten verstehen.

Aber wer baut, „denkt“ noch in einem weiteren Sinne, wie Martin Heidegger 1951 in dem Vortrag „Bauen Wohnen Denken“ betont: In unserem „Bauen“ und in der Weise, wir wie den gebauten Raum beleben („Wohnen“) spiegele sich, wie wir die Wirklichkeit verstehen und was wir für sinnvoll und bedeutungsvoll erachten („Denken“).² In der Tat, jedes Bauwerk (das einzelne wie Siedlungen) drückt eine Weltansicht aus und kommuniziert diese – aber auch ein Verständnis vom Menschen und seinem gesellschaftlichen Zusammenleben.³

Die Gartenstädte des Briten Ebenezer Howard (1850–1929) waren zum Beispiel vom Ideal gemeinschaftlichen Zusammenlebens in Naturnähe bestimmt und sollten eine Alter-

native zu den industriellen Arbeitersiedlungen sein. Er entwarf Einfamilienhäuser mit Gärten, die am Rand in die freie Natur übergingen. So sollten Siedlungen von überschaubarer Größe mit Plätzen und anderen sozialen Räumen entstehen, die ein intensives Gemeinschaftsleben befördern. Howard veröffentlichte seine Ideen 1898 unter dem Titel „Tomorrow – a peaceful path to real reform“.⁴ (In seinem Geiste wurde u. a. die Gartenstadt Hellerau in Dresden gebaut.)

Eine ganz andere Gesellschaftsphilosophie findet sich bei Mies van der Rohe, der eine Siedlung pavillonartiger Einfamilienhäuser entwarf. Sie grenzen sich voneinander durch fensterlose Mauern ab, alles Licht kommt von einem geschützten Innenhof durch Glaswände. Das bedeutet eine ganz andere Integration der Natur in den Lebensraum, basierend auf einem abweichenden Naturverständnis (der Garten ist primär ein Kulturraum). Vor allem aber wird bei van der Rohe die Autonomie des Menschen höher geschätzt als Interaktion und Gemeinschaft.

Bauwerke können komplexe oder schlichte Weltansichten ausdrücken, zu sehr unterschiedlichen Themen Stellung nehmen und die Weltansichten den Architekten mehr oder weniger bewusst sein. Dabei ist die jeweilige Weltansicht in der Regel von der Philosophie einer Zeit geprägt – selbst dort, wo sich Architekten davon absetzen wollen. Die Architekturtheorie reagiert sogar oft *explizit* auf philosophische Ideen. Aber unabhängig davon, ob und wie weit Weltansichten überhaupt in Worte gefasst werden, *verkörpert* jedes Gebäude eine Deutung der Welt. Man könnte von der *Architektur als Philosophie* sprechen.

Philosophie begegnet uns so mehrfach: Erstens wird die Architektur (und Architekturtheorie) durch die Philosophie ihrer Zeit geprägt. Zweitens drückt die Architektur eine Philosophie aus. Drittens ist Architektur ein

¹ Vgl. Vitruvius, *De architectura libri decem*, Kapitel 1,1.

² Martin Heidegger, *Bauen, Wohnen, Denken*, in: Eduard Führl (Hrsg.), *Bauen und Wohnen, Building and Dwelling*, Münster 2000.

³ Siehe den Beitrag von Joachim Fischer in diesem Heft, in dem er analysiert, wie Architektur „kommuniziert“.

⁴ Ab der zweiten Auflage hieß das Buch „Garden Cities of Tomorrow“.

Christian Illies
Dr. phil., geb. 1963; Professor
am Lehrstuhl für Philosophie II
der Universität Bamberg, An der
Universität 2, 96045 Bamberg.
christian.illies@uni-bamberg.de
www.uni-bamberg.de

Gegenstand philosophischen Nachdenkens – nämlich der *Philosophie der Architektur*.

Architektur als Philosophie

Vom Turmbau zu Babel wird erzählt, dass die Menschheit sich mit ihm an die Stelle Gottes setzen wollte. Der Turm ragt in den Himmel als Symbol menschlicher Anmaßung. Das himmlische Jerusalem aus der *Apokalypse* des Johannes ist das Gegenbauwerk. Mit „Mauerwerk . . . aus Jaspis und die Stadt aus reinem Gold, gleich reinem Glas“, verweist es auf eine zukünftige Harmonie zwischen Mensch und Gott, der in dieser Stadt unter uns wohnen wird.¹⁵

Detailfreudig wird eine sinnfällige Architektur in den Utopien ausgemalt; Thomas Morus schildert in seiner *Utopia* von 1516 eine ideale Wirklichkeit (auch wenn es umstritten ist, ob er nicht eine ironische Lesart dieses Ideals nahelegt). Zu dieser Wirklichkeit gehört *Amaurotum*, eine wohl befestigte, fast quadratische Stadt mit schmucken Häusern an einem breiten Fluß. Hier wird die Heimstatt einer friedliebenden, aber wehrhaften Gemeinschaft entworfen. Das drückt sich in Befestigungsanlagen aus wie auch in der Gleichförmigkeit ihrer Gebäude: Diese Bauidee zeigt eine wechselseitige Achtung aller Bewohner; keiner will den anderen überragen. Die Architektur bekräftigt auch die Eigentumsordnung der Utopier:

„Kein Haus, das nicht, wie nach vorne die Straßentür, so nach hinten ein Pfortchen in den Garten hätte. Diese Türen sind zweiflügelig, mit einem leichten Druck der Hand zu öffnen, und gehen dann auch von selber wieder zu und lassen Jedermann ein, weil es ja Privateigentum nicht gibt.“¹⁶

Dadurch, dass die Bauweise der Tür eine räumliche Abgrenzung unmöglich macht, soll auch das Sichern und Horten privaten Eigentums – und damit dieses selbst – undenkbar werden. (Zudem würde zugleich Diebstahl sinnlos werden, weil ja auch kein Dieb seine Beute sichern könnte.)

¹⁵ Offenbarung d. Johannes [Apokalypse] 21, 1–25.

¹⁶ *Utopia* Buch III, 3 (übersetzt und herausgegeben von I. E. Wessely, München 1896). Übersetzung leicht verändert.

Eine andere Philosophie findet sich im *Fun Palace*, einem nie realisierten Entwurf des Briten Cedric Price aus den 1960er Jahren (die Entwürfe standen allerdings Pate für das *Centre Pompidou* in Paris). Das Menschenbild könnte kaum gegensätzlicher sein: Morus sieht den Menschen als Wesen mit fester Bedürfnisstruktur (zu der das Gärtnern, aber nicht das Eigentum gehört), Price betont die frei gewählte, ständige Veränderung menschlicher Interessen und Bedürfnisse, wobei Vergnügen („Fun“) die Erfüllung des Daseins ausmacht. Diese Dynamik soll das Bauwerk ausdrücken und unterstützen und damit im Kontrast zur seriellen Eintönigkeit der normalen Architektur stehen. Der *Fun Palace* ist ein großer Raum ohne feste Zimmerabgrenzungen, in dem für die jeweiligen Bedürfnisse immer neue Räume und Nutzungen entwickelt werden können. Den *Fun Palace* zu beleben wird selbst zu einem kreativen Erlebnis; seine Form ist unbestimmt, weil auch die menschlichen Bedürfnisse nicht festgelegt sind. Das drückt eine Weltsicht aus, nach der diese eine immer neu zu gestaltende Wirklichkeit ist, der wir jeweils Sinn und Bedeutung geben.

Architektur kann in verschiedenen Phasen der Entstehung Ausdruck einer Philosophie sein – nicht nur im *Entwurfsplan* oder in der Beschreibung, sondern auch in der konkreten *Planung* und *Organisation* des Baues. (Howards Gartenstädte etwa sollten genossenschaftlich organisiert sein, um mit dem Gemeineigentum auch die Gemeinschaft einer Siedlung zu stärken.) Beim *Bauprozess* werden ebenfalls Entscheidungen getroffen, hinter denen neben ökonomischen auch Wertüberzeugungen stehen: Das britische *Arts and Crafts Movement* des 19. Jahrhunderts beispielsweise forderte handwerkliche Gestaltungen, während die internationale Moderne industriell gefertigten Bauteilen den Vorzug gab. Das Bauwerk selbst spricht schließlich zu uns: Die großen Bögen am Bundeskanzleramt in Berlin sollen für die Offenheit der Demokratie stehen, während die versetzten Steine der neuen Synagoge in Dresden mitteilen, dass jüdisches Leben in Deutschland nie mehr „normal“ sein kann. Was das Gebäude kommuniziert, kann sich allerdings über die Zeit ändern, wie auch die Bedeutung von Worten nicht stabil ist, sondern durch die wechselnden Bezugspunkte einer Zeit konstituiert wird. Und auch in der Sensibilität einer Architektur für ihren baulichen Kontext liegt ein Stück Philosophie: Es kann Ein- oder Unterordnung angestrebt werden (als Achtung vor einer Tradition), *scheinbare* Einordnung zum Betonen der eigenen Sonderstellung (wie beim *Haus der Kunst* in München, in dem sich das Dritte Reich als Vollendung klassischer Kunst feiern wollte) oder selbstbewusste Absetzung (wie beim unvermittelt massig aufragenden Fernsehturm auf dem Berliner Alexanderplatz).

Philosophie der Architektur

Was kann eine Philosophie der Architektur leisten? Eine ihrer Aufgaben ist es, die implizite Philosophie der gebauten Welt aufzuschlüsseln. Was sagt ein Gebäude und wie spricht es überhaupt? Denn es ist durchaus eine sonderbare Sprache, mit der wir es zu tun haben: Sie wird von wenigen Menschen verstanden, und von noch weniger gesprochen. Ein Gehör für die Sprache der Architektur muss erst erworben werden.

Die Philosophie der Architektur kennt verschiedene Teilbereiche, da auch Gebäude vielschichtig in unser Leben eingewoben sind. Man könnte von einer philosophischen Anthropologie der Architektur sprechen, wenn es um das ihr zugrundeliegende (oder durch sie beförderte) Menschenbild geht. Oder von der Ästhetik der Architektur: Sie fragt beispielsweise nach den Vorstellungen von Schönheit oder den Gründen für aufrechte, „stehende“ oder „liegende“ Fenster. Man sollte ferner die Metaphysik erwähnen: Es ist eine umfassende Aufgabe der Philosophie (bzw. Metaphysik) der Architektur, Aussagen über letzte Dinge, die das Bauwerk macht, zu verdeutlichen. Eine gotische und romanische Kathedrale verkörpern unterschiedliche Gottesbilder.

Die Philosophie der Architektur stellt auch sozialphilosophische Fragen: Welche gesellschaftlichen Bedingungen erklären Bauweisen oder spiegeln sich in ihnen? Die Gestaltung der Küche zeigt etwa die soziale Struktur. Thomas Morus fordert: „Überfamiliär ist die Gemeinschaft klosterähnlich organisiert mit Gemeinschaftsküche und gemeinsamen Speisungen.“ In den privaten Bürgerhäusern des 19. Jahrhunderts dagegen gab es nicht einmal eine Tür, bestenfalls eine Durchreiche zwischen Speiseraum und Küche, dem Ort für das Personal. Noch bis in die 1960er Jahre blieb die räumlich getrennte Küche als Ausdruck für die Aufgabe der Hausfrau erhalten, die aber nunmehr verschiedene Rollen übernimmt: Sie kocht für die Familie und Gäste, ist aber beim Essen dabei, nachdem sie die Küchentür geschlossen hat. In den letzten Jahrzehnten „wuchs“ das Wohnzimmer und die Küche öffnete sich zuerst mit einer Anrichte in den Lebensbereich und gipfelte dann im Küchenblock; ein zentraler Arbeitsbereich, an dem man von vier Seiten gemeinsam kochen kann. Aus der einstmals untergeordneten Tätigkeit hinter verschlossenen Türen ist eine geteilte Freizeitbeschäftigung geworden.

Es gehört zur Philosophie, nicht nur eine analytische, sondern stets auch eine kritische bzw. bewertende Seite zu haben. Sie kann fragen, ob wir das, was wir

vorfinden oder was geplant ist, auch gutheißen – und entsprechend, wie wir bauen *sollten*. Dieses bewertende Herangehen findet sich in allen genannten Bereichen. In der Ästhetik können Maßstäbe bewertet werden (zum Beispiel beim Streit darüber, ob man heute noch im klassischen Stil bauen darf), ebenso in der Anthropologie (ist das Menschenbild des *Fun Palace* angemessen oder lebt der Mensch gerade aus der Auseinandersetzung mit dem Vorgegebenen?). Eine sozialphilosophische Frage der Bewertung wäre: Sollen Bauwerke die Autonomie betonen oder den Menschen zu stärkerer Sozialität anregen?

Ein zentraler Bereich für die bewertende Herangehensweise ist natürlich die bisher noch nicht erwähnte Ethik der Architektur. Bauwerke sind moralisch nicht stumm, sondern verkörpern und befördern Werte. Wie Mies van der Rohe bemerkt:

„Ordnung ist mehr als Organisation. Organisation ist Zwecksetzung. Ordnung ist Sinngebung, und das hat sie mit der Baukunst gemein. Beide reichen weit über Zwecke und zielen im letzten Grund auf Werte.“¹⁷

Auch hier kann man einen analytischen Aufgabenbereich der Ethik der Architektur von einem bewertenden unterscheiden. Ein heute wichtiges Thema wäre etwa die Nachhaltigkeit eines Gebäudes. Aber die ethische Relevanz geht weiter, sie schließt zum Beispiel den sozialen Bereich ein: Durch die Bauweise können etwa Begegnungen gefördert oder behindert werden (was man in der Architektursoziologie „behaviour settings“ nennt) – Fußgängerzonen erlauben andere Interaktionen als autofreundliche Innenstädte.

Grob könnte man folgende ethisch relevante Aspekte der Architektur unterscheiden:

1. Professionelles Verhalten während der Planungs-, Entwurfs- und Bauphase. (Wie geht der Bauherr mit den Mitarbeitern um?)
2. Funktion und Gebrauch eines Gebäudes. (Ist es ein Sanatorium oder ein GULag?)

¹⁷ Fritz Neumeyer, Mies van der Rohe. Das kunstlose Wort – Gedanken zur Baukunst, Berlin 1995², S. 392.

3. Der Einfluss des Gebäudes auf die Natur. (*Ist das Gebäude nachhaltig gebaut?*)
4. Der Einfluss auf individuelle Nutzer, ihre Gesundheit, Sicherheit und auf ihr allgemeines, einschließlich des psychologischen Wohlbefindens. (*Gibt es genügend natürliches Licht im Innenraum?*)
5. Der Einfluss auf menschliches Verhalten, individuell wie gesellschaftlich-allgemein. (*Befördert es sozialen Kontakt?*)
6. Die kulturelle und symbolische Bedeutung der Architektur, die durch Formgestalt, Materialgebrauch, Stil und andere Mittel etwas ausdrücken kann.¹⁸ (*Symbolisiert es einen übermächtigen Herrschaftswillen wie das von den Nationalsozialisten geplante Germania?*)

Neben der Unterscheidung der Aspekte steht die schwierige Frage, welche *Maßstäbe* eine Ethik der Architektur zugrunde legen sollte. Ist ein gesellschaftliches Ideal großer Autonomie vorzuziehen wie in Apartment-Wohnblocks – oder sollte die Architektur sozialen Austausch befördern wie im *New Urbanism*, bei dem kleinteilige, fußgängerfreundliche Stadtteile in einer meist sehr traditionellen Stilsprache entworfen werden? Sollte sie alle Bedürfnisse der Bewohner befriedigen (selbst wenn dies Kitsch zur Folge hätte) oder eher erzieherisch wirken? Bei solchen Fragen herrscht nur wenig Übereinstimmung, was aber kaum verwundert – alle grundsätzlichen Diskussionen über angemessene Wertmaßstäbe für uns Menschen findet sich gespiegelt in der Frage, wonach sich die Architektur ausrichten sollte.

Die Philosophie der Architektur steckt noch in ihren Kinderschuhen. Und doch lohnt die Aufgabe, Architektur philosophisch weiter zu *denken*: Wenig umgibt uns so umfassend wie die gebaute Welt – zugleich sind unsere Augen und Ohren oft verschlossen für ihre Botschaft und Philosophie. Es ist an der Zeit, denkend tiefer in diesen wichtigen Bereich menschlicher Kultur vorzudringen, damit wir die Architektur unserer Gesellschaft – und damit uns – besser verstehen: und so vielleicht in Zukunft auch besser bauen.

¹⁸ Die sechs Aspekte sind mit leichten Veränderungen übernommen von C. Illies, *Architektur als ethische Aufgabe*. In welcher Hinsicht ist es moralisch relevant, wie wir bauen?, in: *Bund Deutscher Architekten in Bayern* (Hrsg.), *Daedalus Code 190820082108*, München 2008, S. 81–92, hier S. 82 f.

Joachim Fischer

Architektur: „schweres“ Kommunikationsmedium der Gesellschaft

Warum kommt der „schweren“ Architektur (und über sie dem Raum und der Stadt) zentrale Bedeutung zu? Warum gibt es in einer Gesellschaft aufmerksamkeitsfesselnde Architekturdebatten über die Gestalt der Städte? Antworten darauf kann die sich etablierende Architektursoziologie geben – als ein Korrektiv zur Soziologie der Moderne. Letztere tendiert in ihrer Eichtung auf abstrakte Prinzipien der Vergesellschaftung (Geld, Recht, Schrift, virtuelle Medien) dazu, eine Gesellschaftstheorie ohne Stadt und eine Stadtsoziologie ohne Architektur zu betreiben – bzw. beide stets erst nachträglich zu thematisieren. Die folgenden Überlegungen kreisen um das Ziel, die Architektursoziologie von der Peripherie in das Zentrum der Soziologie zu lotsen.¹¹

Zunächst ist die Architektur als eigenlogisches Medium zu präzisieren, um sie überhaupt als spezifisches Kommunikationsmedium des Sozialen zu erschließen. Damit gelingt eine neue Akzentuierung der Raum- und der Stadtsoziologie, wird also die Voraussetzung dafür geschaffen, dass die Archi-

Joachim Fischer

Dr. rer. soc., geb. 1951; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Bamberg und Lehrbeauftragter für Soziologische Theorie an der TU Dresden, Institut für Soziologie, 01062 Dresden.
Joachim.Fischer@tu-dresden.de
www.fischer-joachim.org

¹¹ Ein erster Versuch, am Fall eines Bau- und Stadtplatzes aus verschiedenen soziologischen Perspektiven die Moderne zu diagnostizieren: Joachim Fischer/Michael Makropoulos (Hrsg.), *Der Potsdamer Platz*. Soziologische Theorien zu einem Ort der Moderne, München 2004.

tektursoziologie ins Zentrum der soziologischen Diagnostik gelangen kann. Man erkennt, weshalb die gebaute „Architektur der Gesellschaft“ konstitutiv ist für die „Architektur der Gesellschaft“ (i. S. ihrer Struktur) – warum Architekturstreite Zentraldebatten gegenwärtiger Vergesellschaftung sind. Dabei ist die Architektursoziologie nicht zu verwechseln mit der „Architekturtheorie“ (Ideengeschichte der Architektur), der „Architekturkritik“ (Wertung des Gebauten) und „Architekturphilosophie“ (Ästhetik und Ethik der Architektur).¹²

Zur Eigenlogik der Architektur: Baukörpergrenze

Die Architektursoziologie ins Zentrum der Soziologie zu bringen, macht einen Umweg erforderlich. Die Soziologie muss sich der Architektur nähern, ohne sofort deren soziale Dimension zu erschließen: Das geschieht am besten über die Kultursoziologie. Denn die Soziologie begreift die Architektur zu rasch in Analogie zu anderen Medien, ungeachtet dessen, dass Architektur weder wie „Sprache“, „Text“, „Bild“, „Skulptur“, „Musik“ noch wie ein technisches „Artefakt“ funktioniert. Ihre Eigenlogik oder ihre „symbolische Form“ (Ernst Cassirer) zu ermitteln, heißt auf das spezifische „Wie“ der *kulturellen* Welt- und Selbsterschließung im Bauwerk achtzugeben – noch bevor sich die Frage nach dem Zweck, nach der Funktion stellt.

Charakteristisch für die Architektur ist die Umschließung eines Raumes – die Grenzziehung zwischen Innen/Außen –, in den Öffnungen eingefügt sind, die geschlossen werden können.¹³ Als Baukörpergrenze ist Architektur notwendig die Kopplung von Funktion und Ausdruck (wie Kleid und Haut). Sie ist der umschlossene Raum, in den man schlüpft, aus dem man herausblickt und -tritt. Architektur vermittelt derart die Anschauung

¹² Vgl. den Beitrag von Christian Illies in diesem Heft.

¹³ Bekannt ist Gottfried Semper's Ursprungsreflexion über die Architektur, welche die Wände aus dem gewundenen Flechtwerk herleitet, aus dem die Grenzen des Baukörpers hergestellt werden. In den Baukörpergrenzen sichert das menschliche Lebewesen die Gefährdetheit und Gleichgewichtslosigkeit seiner Existenz (Temperatur-, Witterungsschutz, Feindabwehr) und reguliert zugleich sein Erscheinen in der Welt – wie umgekehrt das Erscheinen ausgewählter und geordneter Welt im künstlich abgesteckten Bezirk.

der Reduktion von Komplexität: eine genuine System-Umwelt-Erfahrung stabilisierter Binnenkomplexität im Verhältnis zur „Welt-im-Übrigen“. Dabei „wird nicht etwas *im* Raum gebaut, sondern archaischer Hüttenbau wie moderne Architektur betreiben beide Herstellung und Gestaltung von Raum. Der Raum entsteht gleichzeitig mit und durch das Bauen.“¹⁴ Jede Raumbildung impliziert zugleich eine Grenzziehung, die ein Drinnen von einem Draußen scheidet und ein Oben von einem Unten. Der durch die „Baukörpergrenze“ gebildete Raum ist der Nullpunkt von Nähe und Ferne; und auch die Territoriumsgrenze erschließt sich vom Haus aus – wie das Meer vom gebauten Hafen.

Architektur als Kommunikationsmedium

Hat man die Architektur als „Baukörpergrenze“ bestimmt, hält man den Schlüssel zur *Raumsoziologie* in der Hand, indem man von einem kulturtheoretischen Begriff (Ernst Cassirer) zu einem soziologischen Begriff des „Kommunikationsmediums“ (Niklas Luhmann) „umschaltet“. *Architektur ist ein Kommunikationsmedium*, sie bahnt die „Verkehrsformen“ zwischen den Menschen.¹⁵ Wenn der Mensch „das Grenzwesen (ist), das keine Grenze hat“,¹⁶ kommt für die Vergesellschaftung alles darauf an, dass diese „Grenzwesen“ im Material des Sicht-, Hör-, Riech- und Tastbaren „Wege“ und „Brücken“ zueinander und zugleich durch Haus, Tür und Fenster eine „soziale Begrenzung“ finden. Diese Grenzziehung hat Georg Simmel als „Stilisierungserscheinung“, als vermittelte Unmittelbarkeit des Sozialen charakterisiert. So wie Kleider Leute machen, machen die Wände die Baukörper – *und* formieren die hinein- und hinausschlüpfenden Personen.

¹⁴ Andreas Ziemann, *Die Brücke zur Gesellschaft*. Erkenntniskritische und topographische Implikationen der Soziologie Georg Simmels, Konstanz 2000, S. 260 f.

¹⁵ „Verkehrsformen“ im mehrfachen Sinn des Wortes: Mobilität, Handel, Umgang (Verkehrssprache), Paarung.

¹⁶ Georg Simmel, *Brücke und Tür*, in: ders. *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*, hrsg. von Michael Landmann, Stuttgart 1957, S. 6. Das ist der architektursoziologische Subtext seiner Raumsoziologie: „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908), Berlin 1968, S. 460–526.

Gebaut wird „nach dem Vorbild des Körpers (...) Die geläufigen Begriffe von Kopf und Fuß, Gesicht und Rücken tauchen als Unterscheidungen von oben und unten, vorn und hinten am Gebäude als Dach- und Untergeschoss, Vorder- und Rückseite wieder auf“, und in Analogie zur menschlichen Haut: „Vor allem folgt die Differenz von innen und außen, die für das Wohnen eminente Bedeutung hat, unmittelbar dem Körperschema. Ebenso wie Eigen- und Fremdkörper voneinander getrennt werden, wird auch in der Architektur ein Eigenbereich von einem Fremdbereich, die Privatsphäre von der Öffentlichkeit unterschieden.“¹⁷ In ihrer Expressivität liegen die Häuser, die Baukörper selbst mitteilbar gegenüber, in Bau und Gegenbau – so wie Kinder es bereits wahrnehmen. Die Baukörper sind also nicht nur „gebaute Umwelt“ von Interaktionen, sondern gehören als Häuser mit Gesichtern selbst immer schon zur Mitwelt von Kommunikationen.¹⁸ Dieser sozial konstitutive Charakter der Baukörper macht plausibel, warum die „Sozialregulation“ der Architektur für die Gesellschaft so wichtig ist.

Architektur: „konstitutives und transitives Medium“ der Vergesellschaftung

Erst unter dieser Voraussetzung gilt der vielzitierte Satz Simmels: Die Grenze ist „eine soziale Tatsache, die sich räumlich formt“.¹⁹ Erst jetzt erhält die Vorstellung ihre Schwere, dass alle menschlichen Bereiche der Architektur anvertraut und ausgeliefert sind. In diesem Sinne ist die Architektur „ein Medium des Sozialen“, insofern sie dem „Imaginären“ einer jeweiligen Gesellschaft (Cornelius Castoriadis) gleichsam vorweg eilt, ihm überhaupt erst dauerhafte

¹⁷ Markus Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes, Frankfurt/M. 2006, 280 f. *Anmerkung der Redaktion*: Siehe auch den Beitrag von M. Schroer in dieser Ausgabe.

¹⁸ Zum Axiom des Ausdrucksüberschusses der menschlichen Wahrnehmung vgl. Max Scheler, Wesen und Formen der menschlichen Sympathie, [1913] 2003, S. 233: Alle Phänomene werden zunächst als belebt wahrgenommen; erst in einer nachträglichen Limitierung wird die Sach- von der Sozialdimension abgezogen. Vgl. die Spiegelneurone-Theorie als neurobiologische Bestätigung: Giacomo Rizzolatti/Corrado Sinigaglia, Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls, Frankfurt/M. 2008.

¹⁹ G. Simmel, Der Raum (Anm. 6).

Gestalt verschafft, in der sich diese Gesellschaft als eine so und so bestimmte Gesellschaft erkennt.¹⁰ Architektursoziologisch wird damit der „Entwurf“ (der Architektinnen und Architekten) konstitutiv: Im Wandel der Bauaufgabe, von Grundriss, Größenordnung, Material, Gestalt wird ein latenter soziokultureller Wandel zu einer fixierten Raumgestalt.¹¹ Die Verknüpfung des sozialkonstitutiven Charakters der Baukörper mit ihrer gesellschaftlich umkämpften Sozialregulation bringt die Architektursoziologie in den Kern der Soziologie.

Feminine Soziogenese von Architektur

Hat die Soziologie im Hinblick auf die Architektur so das anonyme Feld zwischen Sach- und Sozialdimension eröffnet, kann sie nun die „Figur“ des Architekten „soziologisieren“: in ihrer gesellschaftsgeschichtlichen Konstitution spezifizieren. Das grundlegende soziale Beziehungsmuster in der jeweiligen Genese von Architektur ist die Figuration Bauherr-Architekt-Nutzer (respektive Nutzerin). Dass die Relation triadisch ist, weil Bauherr und Nutzer nicht kongruent sind, dass Architekten nicht nur im Auftrag des „Bauherrn“, sondern auch in Erwartung der Nutzer bauen, sieht man daran, dass sie bereits immer auch für Frauen (die bei der weltweit und weltgeschichtlich gebauten Architektur überwiegend nicht Auftraggeber oder Baumeister waren) mitgeplant und -gebaut haben. Architektursoziologisch gesehen waren Frauen über *ihre* Nutzererwartungen, *ihre* Geschmacksbildung und -entscheidung eine permanente Steuerungsgröße der Architektur. Über das Beziehungsgefüge Bauherr-Architekt-Nutzerin erlaubt es die Architektursoziologie, eine feminine Soziogenese bestimmter „Bautypen“ (Tempel, Kirchen,

¹⁰ Dies wird von der Architektin, Philosophin und Soziologin Heike Delitz verfolgt, vgl. u. a.: dies., Architektur als Medium des Sozialen, Ein Vorschlag zur Neubegründung der Architektursoziologie, in: *Sociologia Internationalis*, 43 (2005) 1/2, S. 1–23; dies., Architektur als ‚Medium des Sozialen‘, phil. Diss. TU Dresden 2009.

¹¹ Zur Analyse eines spektakulären Architekturensembles als Ausdruck des „Imaginären“ der sozialistischen Gesellschaft, in dem diese sich erkennt und zeitverzögert vor sich selbst erschrickt: Joachim Fischer, Prager Straße in Dresden. Zur Architektursoziologie eines utopischen Stadtensembles, in: *Ausdruck und Gebrauch*, 5 (2005), S. 4–14.

Klöster, Hofhäuser, Wohnhäuser, Villen, Schlösser, Marktplätze, Theater, Passagen, Kaufhäuser) und vielleicht auch „Baustilen“ zu rekonstruieren.¹² Soziologisch entscheidend an dieser Figuration ist aber, dass der Architekt Erwartungen aus *verschiedenen* Richtungen genügen und mit den technischen Möglichkeiten, topographischen und klimatischen Bedingungen koordinieren muss: die des Auftraggebers und die der heterogenen Nutzer. Die Position des Mittlers und Sündenbocks vervielfacht sich, wenn man die Konkurrenz (in Wettbewerben), die Kooperation (mit Handwerkern, Bauleiter, Statiker, Haustechniker), das Übersetzen (der unterschiedlichsten Vorstellungen in eine baukörperliche Gestalt) hinzunimmt. Die Situation wird noch komplizierter, wenn Bauherr und Investor nicht identisch sind.

Stadt als kommunikativer Baukörper-Raum

Mit der Etablierung der Architektursoziologie geht nicht nur eine Umakzentuierung der Raum-,¹³ sondern auch der Stadtsoziologie einher. Die Architektur ist die Voraussetzung für die Bildung des sozialen Raumes, und durch den baulich erschlossenen Raum konstituiert sich die Stadt. Die Stadt als soziales System funktioniert primär über die Bauten, die Kommunikation vorgeben: Die Stadt selbst ist, noch bevor jemand die Lippen bewegt oder mit Geld klimpert, in Bau und Gegenbau ein System von Kommunikations-offerten. Architektur als eigenes Kommunikationssystem funktioniert als gebauter Hintergrund *für* Interaktionen für die Stadtbewohner, ist also der bauliche Hintergrund für das Verhalten der Akteure im öffentlichen Raum und für Interaktionen.¹⁴

¹² Diese Beobachtung ist zunächst trivial und bedarf natürlich der speziellen Erforschung. Hat man diese systematische Mitberücksichtigung von Frauenerwartungen in der Architekturgeschichte verstanden, dann greifen die kritischen Differenzierungen der „gender studies“ zum Geschlechterkampf um die „Baukörpergrenze“.

¹³ Dieser Primat der Architektursoziologie gilt sowohl im Verhältnis zur voluntaristischen (Martina Löw, Raumsoziologie, Frankfurt/M. 2001) wie zur eher realistischen Raumsoziologie (M. Schroer, Anm. 7).

¹⁴ Stadt als gebauter Erscheinungsraum für die voneinander erscheinenden Interakteure: Vgl. Hans-Paul

Was wird im Medium Architektur kommuniziert? Was wird mitgeteilt und zur Akzeptanz nahegelegt? In jedem Fall die *Differenzierung von Funktionen*, das Auseinanderhalten spezialisierter Teilsysteme der Gesellschaft: von Profan- und Sakralsphäre, privater und öffentlicher, Ernst-, Produktions-, Spiel- und Konsumsphäre. In jedem Fall werden soziale *Gleichheit oder Ungleichheit*, das heißt, Machtverhältnisse, kommuniziert: in der Aneignung von Boden; der Belegung; den Wohnlagen zwischen Zentrum/Peripherie. Ebenso wichtig: In der Architektur kommunizieren die *Generationen*. In den nacheinander entstehenden, nebeneinander präsenten „Baustilen“ geht es um Existenzfragen,¹⁵ um Leben und Tod, – und zwar als „Stilisierungserscheinung“ (Georg Simmel), wenn man sich die Titel „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ oder „gemordete Stadt“¹⁶ in Erinnerung ruft. Die Baukörper in ihren „Baustilen“ evozieren oder blockieren Weisen menschlichen Lebens.

Architektursoziologie als Korrektiv der soziologischen Diagnostik der Moderne

Unausräumbarkeit des Raumes in der Moderne: Nun ist die Stadt nicht mit der Gesellschaft identisch. Die soziologische Theorie hat die Strukturprinzipien der Moderne in der Abgelöstheit vom Raum erkannt. Dahinter verbirgt sich die Erfahrung, dass die „Aufnahme wirtschaftlichen Handelns und Geldgebrauchs gegenüber Unbekannten“ nicht an den städtischen Raum gebunden ist.¹⁷ Diese

Bahrds, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau (1961), Opladen 1998; Erving Goffman, Territorien des Selbst. Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung (1971), Frankfurt/M. 1974.

¹⁵ Vgl. Christian Illies, Die Architektur als Kunst, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft, 50 (2005) 1, S. 57–76, 71 f. *Anmerkung der Redaktion*: Siehe auch den Essay von Chr. Illies in dieser Ausgabe.

¹⁶ Jane Jacobs, Tod und Leben großer amerikanischer Städte (1961), Gütersloh 1965; Wolf Jobst Siedler/Elisabeth Niggemeyer, Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum, Berlin 1964; das Kinder-Erwachsenenbuch zur Dramatik von Architekturstreit: Jörg Müller, Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn oder Die Veränderung der Stadt, Aarau-Frankfurt/M. 1976.

¹⁷ Vgl. Dirk Baecker, Platon, oder die Form der Stadt, in: ders., Wozu Soziologie?, Berlin 2004, S. 189–214, 199 f.

Raumabgelöstheit ist *die* Entdeckung der Soziologie, auf den Begriff gebracht von Niklas Luhmann. Das Paradigma ist die „Schrift“ als Inbegriff eines „geflügelten“ Kommunikationsmediums; und der Inbegriff aller „geflügelten Erfolgsmedien“ (die durch Selektion Kommunikation wahrscheinlich machen) ist das „Geld“.¹⁸ Das Credo der Soziologie der Moderne ist, dass es zu einer Umstellung der Vergesellschaftung von der „architekturgestützten Disziplinierung“ zur „medienvermittelten Vergesellschaftung“ kommt (Michael Makropoulos).

Die Architektursoziologie kann erneut als Korrektiv fungieren. Wegen ihrer Omnipräsenz kann man sie als grundierendes Kommunikationsmedium der Gesellschaft verstehen, gewissermaßen als *Basso continuo*. Menschen gleiten Tag für Tag, Nacht für Nacht an den Gebäuden entlang, die ihnen Sinnofferten „zuwinken“. „Schwer“ ist die Architektur, weil es eine am Material haftende Kommunikation ist (Holz, Stein, Stahl, Glas): schwerer als der Körper und größer, aber auf ihn bezogen. Selbst wenn die Stadt praktisch nicht mehr nötig wäre (was undenkbar ist), wäre sie noch aus Gründen der Wahrnehmung erwartbar. Die „leichten“ Kommunikationsmedien bleiben an das „schwere“ gebunden. Die Architektursoziologie öffnet die Augen für die *Unaufräumbarkeit des Raumes* in der Moderne.

Ahnenkommunikation der modernen Gesellschaft: Die meisten Menschen leben in Häusern, die sie nicht selbst gebaut haben. Wegen der materiellen *Schwere* der Architektur ist die Moderne ungeachtet aller Beschleunigung charakterisiert durch eine nur partielle Möglichkeit der „Umkonstruierung“: Jedes Bauwerk, das vor meiner eigenen biographischen Spanne errichtet ist, gleich ob es umgenutzt oder umgebaut worden ist, strahlt die Sinnofferte der Ahnen ab. Architektursoziologie, verstanden auch als Beobachtung der Gegenwartsgesellschaft, erschließt diese als *Abnenkommunikation*, als unhintergehbare Kommunikation zwischen mehreren Generationen. Nicht an Spezialorten wie dem Friedhof oder dem Archiv sind die – vertrauten oder fremden – Vorfahren präsent, sondern auch noch in den Baukörpern der futuristischen Stadt, „futuristisch“ aus Sicht einer bereits vergangenen Generation.¹⁹

¹⁸ Vgl. Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt/M. 1997, Bd. 1, S. 190–412.

¹⁹ Zur Durchführung einer architektursoziologischen Stadtanalyse: Joachim Fischer/Heike Delitz, *Stadtvisionen*. Idee zu einer neuen Stadtanalyse, in: dies. (Hrsg.), *Stadtvisionen für Dresden*, Dresdner Hefte, 92 (2007), S. 3 f.: Eine gegenwärtige Stadt (Dresden) wird als komplexes Resultat verschiedener „Stadtvisionen“ (je gebauter und geplanter Lebensentwürfe) rekonstruiert: barocke Stadtvision, Stadtvisionen des Bürgertums, Stadt-

Unaufräumbarkeit der Moderne: Man kann schließlich verstehen, warum es in der „virtuellen“ Moderne Architekturstreite gibt, den Kampf um die Baukörper, warum die Frage des Baustils gesellschaftlich gravierend ist: Alle Baustile sind in der Moderne identifizierbar. Wie nirgend sonst macht die moderne Gesellschaft in den städtischen Räumen die Erfahrung der systemischen Unvollendbarkeit der Moderne. Immer geht es darum, wie die umbauten Räume zueinander in Beziehung treten, wie Innenräume abgeschirmt und perforiert werden und in ihrer „Stilisierung“ zu den anderen Bauwerken Beziehungen aufnehmen. Durch jede Destruktion, jede Um-, Neu- und Rekonstruktion verschiebt sich etwas im Kommunikationssystem der Baukörper – und damit auch im Verhältnis der Bewohner zu einander. Die Bauhaus-Moderne mit den Gebärden des Aufbruchs; das traditionale Bauen mit der Schutzgebärde; der Expressionismus voll mythischer Baukörpermasken; der Neoklassizismus mit einer Erhabenheits- und Einschüchterungsgeste; die „Postmoderne“ mit den der Gesellschaft mitgeteilten Lockerungsübungen; der „Dekonstruktivismus“ mit bautechnisch gekonnten Störgesten; die „Rekonstruktion“ als Kommunikation mit den Vorfahren bürgerlicher Vergesellschaftung – alle diese Baustile sind für eine architektursoziologische Diagnostik als gesellschaftliche Sozialregulationen identifizierbar. Man versteht, warum mit „Moderne“ und „Postmoderne“ Baustile der soziologischen Gesellschaftsgeschichte die Titel geben und warum umgekehrt mit »Konstruktivismus« und »Dekonstruktivismus« Architekturmetaphern Leitparadigmen sozialkulturwissenschaftlicher Theoriebildung werden.

Architekturdebatten können keine Nebendebatten der Moderne sein – so wie Architektursoziologie keine nur periphere Disziplin sein kann, nicht in der Sozialtheorie, nicht in der Raum- und Stadtsoziologie und auch nicht in der Gesellschaftstheorie der Moderne.

utopie der Lebensreform, nationalsozialistische Stadtvision, die Architekturvision des Sozialismus, die Vision der „europäischen Stadt“ nach 1989.

Architektur + Soziologie = Architektur- soziologie

Es ist und bleibt ein Paradox: Die Architektur ist die unentrinnbare, stets vor Augen stehende, nicht wegzustößende, dauerhafte und überdimensionale Gestalt der Gesellschaft. Zudem ist insbesondere die moderne Architektur für

Heike Delitz

Dr. phil. des., geb. 1974; wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Otto-Friedrichs-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Soziologie II, Lichtenhaidestr. 11, PF 1549, 96045 Bamberg.
Heike.Delitz@uni-bamberg.de
www.heike-delitz.de

ihren Anspruch, ein „neues Leben“ herbeizuführen und die ganze Gesellschaft zu verändern, ebenso bekannt wie umstritten. Trotz der faktischen Brisanz und Allgegenwart der Architektur in einer artifiziellen, städtischen Gesellschaft hat sich die Soziologie der Architektur bisher nicht systematisch zugewandt. Die Stadtsoziologie fragt jenseits des gebauten Raumes nach den Interaktionen *in* der Stadt; die Raumsoziologie stellt sich den Raum als lediglich in der Interaktion geschaffen vor; die Kulturosoziologie hat Kunst und Religion im Blick: für sie ist die Architektur zu „technisch“; für die Techniksoziologie wiederum ist sie zu „ästhetisch“. Kurz, die Architektur fiel bisher durch die Ritzen der soziologischen Beobachtung. Vor allem hat die allgemeine Soziologie, das heißt die soziologische Theorie, die Architektur nicht ernst genommen: weder in der Frage nach der Vergesellschaftung überhaupt noch in der nach der Eigenart der Moderne. Und implizit hat die Soziologie den Anspruch der Architektur in dieser Moderne wohl entweder als Hybris verstanden – als zum Scheitern verurteilte Utopie – oder sie hat die architektonische Bevormundung der Nutzer kritisiert. Vor allem diese Kritik war bisher der Punkt, an dem sich die Soziologie explizit für die Architektur interessierte.

Was die Architektur des frühen 20. Jahrhunderts zeitgleich mit der Etablierung der Wissenschaft Soziologie wollte, war in der Tat nichts weniger als die „Ordnung“ des Sozialen. Le Corbusier hat es 1923 formuliert: Worum es der modernen Architektur geht, ist die Entscheidung zwischen „Baukunst“ und „Revolution“. Der historische Kontext ist bekannt: Das frühe 20. Jahrhundert ist in Frankreich und Deutschland verbunden mit der Erfahrung einer neuen Gesellschaftsstruktur (dem Aufkommen der Angestellten); einer neuen Wirtschafts- und Produktionsweise (Taylorismus, Fordismus); dem Wachstum der Städte; und zugleich der Erfindung neuer Baufunktionen, Bauweisen, Baumaterialien (Stahl, Stahlbeton, Glas). Die Architektur zeigt sich dabei zutiefst abgestoßen vom Bisherigen: nicht nur vom ästhetischen, sondern vor allem auch vom sozialen „Chaos“. In dieser Situation nannte Adolf Loos das Ornament das „Verbrechen“: nicht nur, weil es den Stillstand der Architektur bedeutete, sondern tiefergehend noch, weil es *die Gesellschaft* in vergangenen Lebenswelten – im Barock, im Mittelalter, in der Antike – „gefangen hielt“. In ihrer neuen Architektur hat sich die Gesellschaft durch ihre Architekten gewissermaßen selbst ein neues Gesicht „gewählt“: artifizielle, serielle Formen, die sich von den regionalen Bautraditionen und der Erde gleichermaßen ablösten, in neuen Materialien und Farben. Zugleich hat sie sich neue Lebensräume geschaffen: entleerte Räume mit transportablen Möbeln aus Glas; Dachterrassen zum Sporttreiben; minimalisierte Küchen mit Anweisungen zur Rationalisierung der Hausarbeit. Es ging dabei nicht nur um ein schnörkelloses Funktionieren, nicht nur um die „Maschine zum Wohnen“ (Le Corbusier): sondern es ging auch um ein Management der Affekte und Gefühle, um die Lösung von Vergangenem zugunsten einer vorwärtsblickenden Haltung.

Soziologie ohne Architektur

Spätestens diese Architektur hätte die Soziologie auf die Frage bringen müssen, *was Architektur hinsichtlich des Sozialen vermag*. „Reform“ statt „Revolution“: Das war das Motto auch der Soziologie. Auch sie zielt(e) neben der Diagnose der modernen Gesell-

schaft stets auf deren Bändigung: auf Integration, Ordnung, die Schaffung neuer sozialer Bindungen. Dass es keine systematische Architektursoziologie gab, wird vielleicht daran gelegen haben, dass sich die Soziologie (wie der Freiburger Soziologe Wolfgang Eßbach es ausdrückt) von Kunst und Technik in die „Klemme“ genommen sah: und damit wesentlich auch von der modernen Architektur. Diese war mit ihrem sozialen Anspruch die vielleicht übermächtige Konkurrenz der Soziologie. Für Eßbach ist dies der Grund einer weitreichenden Weichenstellung der Soziologie, in der alle „Dinge“ aus dem Bereich des Sozialen und dem Blick der Soziologie verbannt sind. Die Soziologie gibt sich ihre Grundbegriffe in einer „antiästhetischen und antitechnischen Haltung“.¹ Sie reinigt das eigentliche Soziale von den Dingen (und damit auch von der Architektur), indem sie es als pure Interaktion, Wechselwirkung, Kommunikation fasst.² Alles andere ist allenfalls Instrument oder Ausdruck dieses „eigentlichen“ Sozialen. Die soziologischen Klassiker interessieren sich für die Motive der Einzelnen, aus denen sich der Kapitalismus erklären lässt; für die Eigendynamik übergreifender Komplexe wie Religion und Wirtschaft. Und ihre Grundbeobachtung ist, dass die moderne Gesellschaft auseinanderzufallen droht, indem sie die traditionellen und religiösen Bindungen durch Verträge ersetzt. Das soziale Band, das *vinculum sociale*, ist brüchig geworden.

Dass sich diese moderne Gesellschaft in den Großstädten entfaltet, haben wenige angesprochen. Vor allem Georg Simmel hat diese neue Lebenswelt analysiert: eine Lebenswelt, die neue Umgangsformen notwendig macht, weil sich in ihr die Menschen und Dinge explosionsartig vermehren. Simmel schlug der Soziologie vor, von der sichtbaren Oberfläche der Gesellschaft ein „Senkblei“ zu ziehen, gleichsam am Körper der Gesellschaft ihre „Seele“ zu erkennen. Und dieser Körper ist faktisch sicher nicht zuletzt die Architektur.

¹ Wolfgang Eßbach, Antitechnische und antiästhetische Haltungen in der soziologischen Theorie, in: Andreas Lösch u. a. (Hrsg.), *Technologien als Diskurse*, Heidelberg 2001, S. 123–136.

² Zu einer Korrektur des Kommunikationsbegriffs in Richtung der Architektursoziologie siehe den Beitrag von Joachim Fischer in diesem Heft.

Der gesellschaftlichen Bedeutung der Architektur angemessen, entsteht derzeit eine explizite Architektursoziologie. Dieser geht es weniger um eine Belehrung der Architektur als um deren soziale Brisanz: um die Relation von *Architektur und Gesellschaft*.³ Es interessiert dabei vor allem das Gebaute selbst; daneben natürlich auch die sozialen Beziehungen im Bausektor und die Profession des Architekten. Und es bedarf einer begrifflichen Anstrengung: Die Architektursoziologie kann nicht einfach mit den alten Begriffen der Soziologie operieren, insofern in der Fassung des „eigentlichen“ Sozialen als Interaktion oder Kommunikation die Architektur stets nur als „Ausdruck“ oder „Spiegel“ der Gesellschaft begreifbar ist.

Diese Denkweise findet sich nicht nur in der Soziologie, sondern auch in Architekturtheorie, Kunstgeschichte, Politologie, Ethnologie, Archäologie. *Soziologisch* wäre die Architektur damit aber zu kurz gefasst, schon wegen ihrer Ausrichtung auf das Neue, aber auch ganz grundlegend: Die Architektur jeder Gesellschaft (auch der Nomaden) umgibt die Einzelnen ständig: ist unentrinnbar, sozialisiert immer schon und bleibt dabei zumeist unbewusst. Sie verleiht der Gesellschaft zugleich stets eine bestimmte, sicht- und greifbare Gestalt: gliedert sie, affiziert die Einzelnen, verschafft den Institutionen Ausstrahlungskraft. Und nicht zuletzt sind es die Architekten, die – um es mit Gilles Deleuze zu sagen – „neue Falten im sozialen Stoff“ bilden. Sie sind schließlich diejenigen, denen systematisch „beigebracht wird, Pläne zu machen“ (Frank L. Wright).

Aktuell sieht man es am „Dekonstruktivismus“, der soziologisch nicht nur eine Spektakelarchitektur ist, sondern auch etwas verändert: die „Haut“ der Gesellschaft und vermutlich auch unsere Bewegungs- und Kommunikationsweisen. Die Frage ist daher, bis zu welchem Punkt die Architektur adäquat als „Ausdruck“ der Gesellschaft beschreibbar ist und mit welchen Begriffen ihr aktiver Part zu fassen wäre.

³ Vgl. Joachim Fischer/Heike Delitz (Hrsg.), *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*, Bielefeld 2009.

Die Architektur ist überaus komplex: mehrfach sozial brisant. Auf einer makroskopischen Ebene stellt sich die Frage, welche gebaute Gestalt sich die Gesellschaft „wählt“: damit auch, wie die Einordnung und Hierarchisierung der Einzelnen geschieht. In jeder Gesellschaft, die sich in Klassen, Schichten, Geschlechter, Generationen teilt, bedarf dies einer anschaulichen Form. Dasselbe gilt für die funktionale Teilung in die Sphären des Rechts, der Ökonomie, der Politik, der Erziehung, der Religion usw. Und auf einer eher mikroskopischen Ebene wäre zu beobachten, welche Bewegungs-, Blick- und Handlungsweisen das Gebaute nahelegt. Es gibt viele verschiedene Bautypen, die in je verschiedenen Gesellschaften die Einzelnen mit je verschiedenen Objekten zu soziotechnischen Konglomeraten zusammen schalten.¹⁴ Im Gerichtssaal etwa gibt es stets Ebenendifferenzen und damit Blickhierarchien sowie klare räumliche Zuweisungen. Und auch, wer „morgens in seine Werkstatt oder an seinen Schreibtisch tritt, erlebt von da her aktualisiert und schon über die Entscheidungsschwelle gehoben die Kontinuität seines spezialisierten Verhaltens.“ Architektur und Innenarchitektur haben eine Auslöserwirkung „Hiervon ist die gesamte Kooperation jeder Gesellschaft abhängig.“¹⁵

Die Architektur affiziert in all dem, im Unterschied zu vielen anderen Artefakten: Sie erhebt oder stößt ab. Zumindest die Architektur der „Hochkulturen“ kultiviert ihre Affektivität, während etwa die Architektur der Eskimo – Erd- und Schneehäuser, Lederzelte – eher nichtssagend ist und sich Völker wie die Troglodyten gar eine negative Architektur schaffen, sich in die Erde eingraben. Auch diese Nicht-Affektivität hat Effekte: mit ihr wird die sichtbare Teilung der Gesellschaft (in „oben“ und „unten“) verhindert. Dass die Architektur sozial brisant ist, gilt also keineswegs nur für die Moderne. Es gilt für jede Gesellschaft, nicht zuletzt für die „anonyme“ Architektur nichtmoderner Gesellschaften. So bringt auch die Architektur der Nomaden (Zelte, Hütten, Jurten) eine je bestimmte Gestalt der Gesellschaft und je bestimmte Lebensräume hervor, die Bewegungen und Bli-

cke und damit die Interaktionen beeinflussen. Im Fall der Nomaden handelt es sich um eine bewegliche, kaum auf Augenhöhe reichende, weiche „Gestalt“ der Gesellschaft aus Haar, Wolle und aus Häuten, die ganz für den Weg gemacht ist. In ihren fehlenden Trennungen und ihrer Mobilität lässt das Zelt kaum Privaträume zu, fördert ein symbiotisches Naturverhältnis, erschwert Bodeneigentum. Feste Gebäude schaffen (im Fall sesshafter Gesellschaften) wiederum erst die Dauer, an die sich die sozialen Einrichtungen anlehnen. So besteht die christliche Kirche wesentlich dadurch, dass sie neben den Schriften und Riten ihre heiligen Stätten pflegt und die Einzelnen in affektiven Gebäuden versammelt. Neben der Pflege vergangener Architekturen als Substrat des „kollektiven Gedächtnisses“¹⁶ gibt es andererseits auch das gezielte Vergessen – weshalb der Abriss des Berliner Palastes der Republik ein Politikum ist, eine Entscheidung über die Art und Weise der Verteilung der Macht, die Regierungsweise, das Selbstverständnis der Subjekte, das Verhältnis zur eigenen Vergangenheit.

Eine solche Architektursoziologie ist für die Soziologie selbst eine neue Information. Sie übt einen kognitiven Druck aus. Sie nötigt *erstens* die *allgemeine Soziologie*, die „Mechanismen“ des sozialen Lebens auf neue Weise zu buchstabieren. Wenn das Soziale in der reinen Interaktion besteht oder in sozialen Strukturen, sind Artefakte und auch die Architektur (als artifizielle Umwelt) ausgeschlossen. Damit bleibt auch die Affektivität, das Beeindruckungspotential der Architektur unberücksichtigt, das sie den sozialen Einrichtungen leiht, ebenso wie ihr kreatives Potential. *Zweitens* erlaubt der Blick auf die Architektur eine andere *Diagnose* der gegenwärtigen Gesellschaft: Die Frage, in welcher Gesellschaft wir „eigentlich“ leben, wird dann nicht mehr ausschließlich mit der Medienvermitteltheit oder der Individualisierung beantwortet. Im aktuellen Begehren der Rekonstruktion historischer Gebäude ebenso wie in der aktuellen Avantgarde-Architektur zeigen sich Momente der Gesellschaft, die in den Diagnosen der „Medien-„ oder „Wissensgesellschaft“ nicht benannt sind. Zu beachten ist auch aktuell die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigkeiten: die Anwesenheit

¹⁴ Vgl. Ernst Seidl (Hrsg.), Lexikon der Bautypen, Stuttgart 2006.

¹⁵ Arnold Gehlen, Urmensch und Spätkultur (1956), Frankfurt/M. 2004, S. 25.

¹⁶ Maurice Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis (1939), Stuttgart 1967.

vergänger Generationen und Gesellschaften. Auch die Frage, mit welcher Subjektform, welcher Denkweise, welchen Begehren man es gegenwärtig zu tun hat, wird sich angesichts der Körperlichkeit des Menschen nicht jenseits der Architektur stellen lassen, die unseren Körper nahezu ständig umgibt. *Drittens* wirft das Interesse an der Architektur neues Licht auf die *klassische Soziologie*. Diese hat keine systematische Architektursoziologie entfaltet; aber sie enthält wichtige Fallstudien: veritable Klassiker der Architektursoziologie, die Hinweise für eigene Forschungsprojekte geben, Antworten auf die Frage, wie und mit welchen Begriffen man den Effekten der Architektur auf die Schliche kommt. Dies ist der Forschung nicht äußerlich; sie bedarf stets der Theorie.

Klassiker der Architektursoziologie: In all diesen Aspekten der Relation von Architektur und Gesellschaft ist eine *historische Soziologie* interessant, die die Frage stellt, wie wir zu dem geworden sind, was wir sind. Von den Klassikern der Architektursoziologie haben einige genau diese Frage gestellt. Die Antworten sind alle aktuell, insofern man sich vergewissert, dass die Soziologie ein „multiparadigmatisches“ Fach ist, viele gleichberechtigte Theorien kennt, die je andere Facetten fokussieren, andere Erklärungen bieten.

Trotz der genannten Hemmnisse ist der Soziologie zunächst die zeitgleiche Architektur nicht ganz entgangen. Siegfried Kracauer (selbst Architekt) erkennt in der Weißenhofsiedlung das „anonyme Sein des der kapitalistischen Wirtschaft verpflichteten Massenmenschen“, will der Architektur allerdings einen emanzipativen Effekt nicht absprechen; die Öffnung der Wände zeige „eine noch ungegebene Struktur der Gesellschaft“.¹⁷ Ernst Bloch ist ebenfalls berührt von der Moderne, versteht sie aber als „verfrüht“: in den Schiffsmetaphern der Gebäude, der Leichtigkeit drücke sich die Flucht vor dem Faschismus aus. Und in ihrer Serialität erzeuge diese Architektur nur die „normierten Termite“, die der Kapitalismus brauche. Durch die Bauhaus-Stadt Dessau gehend, erkennt Helmuth Plessner optimistischer eine Gesellschaft, die sich durchgreifend technisiert, nicht ohne sich ihre „unendlichen Möglichkeiten“ klar zu machen: Im internationalen Stil

¹⁷ Siegfried Kracauer, Das neue Bauen, in: Frankfurter Zeitung vom 31. 7. 1927.

sind es nicht zuletzt die Möglichkeiten einer Weltgesellschaft.¹⁸ Interessant sind darüber hinaus *konzeptionelle* Texte, aus denen sich etwas für Theorie und Methode der Architektursoziologie lernen lässt. Werner Sombart analysiert den Anteil des „Wohnluxus“ an der Entfaltung des modernen Kapitalismus, die mit Kostbarkeiten gefüllten Palais und Villen, mit denen der Luxuskonsum in die Gesamtgesellschaft dringt. Das Palais ist der „Sieg des Weibchens“, das im luxuriösen „Nest“ das „Männchen“ an sich fesselt: „Kurtisanenwerk!“ Für Sombart zeugte somit der Bau-Luxus, der ein „legitimes Kind der illegitimen Liebe war, den Kapitalismus“.¹⁹ Umfassender ist die „Architektursoziologie“ Georg Simmels, nämlich sowohl diagnostisch als auch elementar angelegt. *Jede* dauernde Vergesellschaftung basiert auf einer baulichen „Fixierung“: Architekturen sind „Drehpunkte“ der sozialen Beziehungen, verstetigen etwa eine religiöse Gemeinschaft. Ebenso bedürfen soziale Über- und Unterordnungen nach Simmel grundlegend der Architektur.¹⁰ Simmels zweite, diagnostische Perspektive kann man als Soziologie der gebauten „Haut“ der Gesellschaft fassen: An der Architekturform lässt sich die spezifische Art der Vergesellschaftung erkennen, etwa der Rationalismus der Moderne an den geraden Straßen und Häusern.

Während Simmel die Großstadt Berlin um 1900 im Blick hat, richtet Norbert Elias den Blick zurück auf Versailles: um den Anfangspunkt der Zivilisierung der Sitten zu erkennen. In seiner Analyse des Schlosses interessiert er sich weniger für den Prunk als für die Funktion und Lage der Räume für 10 000 Menschen: Dieses „Haus des Königs“ erscheint ihm als das „Spitzenphänomen“ einer absolut hierarchischen Gesellschaft, deren Verhaltenscodex sich zunächst (mittels der Palais) im Adel, dann (mittels der Villen) im Bürgertum verbreitet.¹¹ Den Blick noch weiter zurück richtet Ernst Bloch, der in den Stilen je spezifische Begehren erkennt: die „Überstarre“ der ägyptischen und „Überfülle“ der gotischen Architektur zeigen

¹⁸ Helmuth Plessner, Wiedergeburt der Form im technischen Zeitalter (1932), in: ders., Politik – Anthropologie – Philosophie, München 2001, S. 71–86.

¹⁹ Werner Sombart, Luxus und Kapitalismus, München 1912.

¹⁰ Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908), Berlin 1968⁵, S. 472.

¹¹ Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft, Luchterhand/Neuwied 1969.

eine je spezifische Kosmologie, einen Lebenswillen. Im Blick nach vorn ist für ihn die Architektur dann die Kunst, der eine soziale Kraft zukommt: architektonische Entwürfe sind „konkrete“, vorwärts treibende Utopien.¹²

Auch die „Konsumgesellschaft“ ist nicht ohne eine bestimmte, Begehren weckende Architektur denkbar. Das hat bereits Walter Benjamin gezeigt. Für ihn ist die Architektur das „wichtigste Zeugnis der latenten Mythologie“ der Gesellschaft, ihres Begehrens. Und da die „wichtigste Architektur des 19. Jahrhunderts“ die Passage ist, kann man an ihr den Ursprung des modernen Subjekts entdecken. Wie prähistorische Gesteine „den Abdruck von Ungeheuern aus diesen Erdperioden tragen, so liegen die Passagen heute in den großen Städten wie Höhlen mit den Fossilien eines verschollenen Untiers: der Konsumenten aus der vorimperialen Epoche des Kapitalismus“.¹³ Die Passagen bieten den Raum für Bewegungen und Blicke des Flaneurs, der im Tempo einer Schildkröte durch den Warenschubel spaziert. Gabriel Tarde und später Georges Bataille richten ihren Blick auf den Bauaufwand: Dieser ist ein konstitutives soziales Phänomen (schafft soziales Prestige) und für Tarde gar der „Grund für das Dasein alles übrigen“. Daher ist die (Pracht-)Architektur nicht nur eines der sichtbarsten, sondern auch der „tiefgründigsten Merkmale“ der Gesellschaft.¹⁴

Die französische Soziologie interessiert sich zudem vor allem für den Vergleich nicht-moderner und moderner Gesellschaften. Marcel Mauss hat die Art und Weise, in der sich die Eskimo-Gesellschaft architektonisch am Boden fixiert, beobachtet: Es ist eine Gesellschaft, die sich im Sommer in kleinen Zelten zerstreut; im Winter „wandeln sich die morphologische Gestalt der Gesellschaft, die Technik ihrer Wohnbauten und die Struktur der darin Schutz suchenden Gruppe ganz und gar“. Die Eskimo ziehen in feste, kollektive Häuser und führen darin ein intensives soziales und religiöses Leben in Güter- und Frauengemeinschaft. Sie entfalten also einen abso-

luten Rhythmus des sozialen Lebens, der nicht ohne den Wechsel der Architektur denkbar ist.¹⁵ Maurice Halbwachs hat demgegenüber die „Standsicherheit“ betont, welche die gebaute Gestalt dem Sozialen schafft: nicht zuletzt für das Christentum, einer immerhin 2000-jährigen Institution. Es gibt keine Institution ohne Architektur; denn weit entfernt, ein bloßes „Gedankengebilde“ zu sein, muss sich jede soziale Einrichtung mit „unbelebtem Stoff“, mit „Bauwerken, Häusern, Plätzen . . . beschweren“.¹⁶ Und Claude Lévi-Strauss veranschaulicht sich die überaus komplexe Struktur der nicht modernen Gesellschaften der Bororo anhand ihrer Hütten, von denen jede eine Familie beherbergt und die kreisförmig um einen Platz angeordnet sind, in dessen Mitte das Männerhaus steht. In dieser Anordnung klassifiziert, teilt, hierarchisiert sich die Gesellschaft.¹⁷ Auch für Pierre Bourdieu *basiert* die „Beharrungskraft“ sozialer Strukturen auf ihrer „Einschreibung in den Raum“: in der sich die Macht unbemerkt „behauptet“, sofern sie sich direkt an den Körper wendet.

Der Architektursoziologe *avant le lettre* aber ist Michel Foucault: Er beschreibt die Architektur des Gefängnisses und zeigt, wie das disziplinierte und arbeitsame Subjekt – also wir – im 19. Jahrhundert durch eine spezifische Architektur (des Panoptismus) *erzeugt* wird. Es sind die *Steine*, welche die Individuen „gelehrig“ machen, indem sie an die Stelle der totalen Einschließung Durchblicke treten lassen, die aus den Einzelnen „Objekte einer Information“ machen. Foucault spürt auch an weiteren Stellen eine Architektur auf, die als „Auge der Macht“ einer Gesellschaft fungiert, deren Ökonomie es erforderlich macht, die Macht in alle Bereiche der Gesellschaft eindringen zu lassen. Im 18. Jahrhundert enthält jede Abhandlung über Politik „Kapitel über Städtebau, den Bau kollektiver Einrichtungen, Hygiene und den Bau von Privathäusern“, während Schlösser und „Zwangshäuser“ Orte des Misstrauens werden, so dass sich die neue Gesellschaft „ohne ihre Auslöschung nicht errichten“

¹² Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 2, Frankfurt/M. 1959.

¹³ Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk (1927–1939)*, Frankfurt/M. 1991, S. 670.

¹⁴ Gabriel Tarde, *Die Gesetze der Nachahmung (1890)*, Frankfurt/M. 2009, S. 77.

¹⁵ Marcel Mauss, *Über den jahreszeitlichen Wandel der Eskimogesellschaften (1905)*, in: ders., *Soziologie und Anthropologie 1*, Frankfurt/M. 1989, S. 182–270.

¹⁶ Maurice Halbwachs, *Was heißt soziale Morphologie? (1938)*, in: ders., *Soziale Morphologie*, Konstanz 2002, S. 11–22, hier: S. 15.

¹⁷ Claude Lévi-Strauss, *Bororo*, in: Ders., *Traurige Tropen (1955)*, Frankfurt/M. 1978, S. 190–237.

lässt.¹⁸ Es geht nicht um einzelne Gebäude, sondern um architektonische Denkweisen, um ein je spezifisches sozio-technisches Konglomerat. Die Antike wäre in diesem Blick weniger eine „Demokratie“ (ein viel zu weites Wort) als eine „Zivilisation des Schauspiels“: Tempel und Theater erzeugen eine öffentliche Lebensweise in einer uns unbekanntem sinnlichen Intensität. Sofern wir nicht mehr „auf den Rängen“ sind, sind wir „weit weniger Griechen, als wir glauben“.¹⁹ Einiges wäre noch anzuführen, etwa Marc Augés Beobachtung der Flughäfen („Nicht-Orte“) oder Roland Barthes‘ Analyse der Bedeutung des Eiffelturmes sowie neuere, noch nicht „klassische“ Studien.

Was die Architektur vermag . . .

. . . das hat, soviel ich weiß, noch niemand festgestellt“.²⁰ So könnte man es mit Spinoza trotz der veritablen Klassiker sagen. Denn diese haben *implizite* Architektursoziologien entfaltet, die ohne begriffliche Klärungen auskommen. Spinoza hatte im 17. Jahrhundert konstatiert, es habe noch niemand genau erkundet, *was der menschliche Körper allein vermag*, welcher aktive Anteil dem Körper im Zusammenspiel mit dem „Geist“ zukomme, auf welche Weise er andere Körper affiziere und von ihnen selbst affiziert werde. Für Spinoza ist etwa die Frage offen, ob der Körper *Kirchen* bauen kann: Es hat eben noch niemand *systematisch* festgestellt, woher die Energien kommen, was genau die antreibende Kraft ist. Bisher hat auch noch keine Soziologie *systematisch* festgestellt, was die Architektur hinsichtlich des Sozialen vermag: welche Motivationen, Einteilungen, Hierarchien, Gesellschaften mit ihr eher *geschaffen* als nur noch ausgedrückt werden. Das ist die Aufgabe der aktuell sich entfaltenden Architektursoziologie, auf deren Fallstudien man gespannt sein darf – ebenso wie man gespannt sein darf, worauf die Architektur demnächst kommt.

¹⁸ Michel Foucault, *Raum, Wissen und Macht* (1982), in: Ders., *Schriften* 4, Frankfurt/M. 2005, S. 324–341, hier: S. 325.

¹⁹ Michel Foucault, *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1976, S. 278.

²⁰ Baruch de Spinoza, *Die Ethik* (1677), Hamburg 1999, III, Vorwort; Ein Theorievorschlag vgl. Heike Delitz, *Architektur als Medium des Sozialen*, Diss. TU Dresden 2009.

Susanne Frank

Architekturen: Mehr als ein „Spiegel der Gesellschaft“

Die Diskussion um das Verhältnis von Architektur und Gesellschaft hat Konjunktur. In verschiedenen (Fach-)Öffentlichkeiten werden die Rolle und Bedeutung der gebauten Umwelt für die gesellschaftliche Entwicklung intensiv debattiert. Das Spektrum der Perspektiven und Interessen ist dabei weit und heterogen: In den anwendungsorientierten Disziplinen Stadtpolitik, Städtebau und Stadtplanung geht es häufig vor allem um den strategischen Einsatz oftmals spektakulärer Architektur für die Ziele der Stadt- oder Quartierserneuerung. Hierfür gibt es zahlreiche aktuelle Beispiele – von Frank Gehrys Guggenheim-Museum in Bilbao über die Londoner Docklands bis hin zur Hamburger Hafen-City oder zum Potsdamer Platz in Berlin. Architektursoziologinnen und -soziologen wiederum betrachten solche markanten (städte)baulichen Projekte – ebenso wie die Diskussionen oder Aneignungskämpfe, die sich an ihnen entzünden – als bedeutende Ausgangspunkte der Gegenwartsdiagnose: als Materialitäten, die zentrale gesellschaftliche Leitbilder, Werthaltungen, Strukturen und Entwicklungstendenzen verkörpern. In diesem Zusammenhang werden Architekturen gerne als „Abbilder“ oder „Spiegel“ der Gesellschaft bezeichnet. Diese Feststellung will ich nicht in Frage stellen. Nichtsdestoweniger möchte ich in diesem Beitrag argumentieren, dass Architekturen mehr sind und mehr tun als gesellschaftliche Verhältnisse (bloß) abzubilden oder zurückzuwerfen: Gezeigt werden soll, dass sie (im

Susanne Frank

Dr. phil.; geb. 1967; Professorin für Stadt- und Regionalsoziologie an der Technischen Universität Dortmund, August-Schmidt-Str. 10, 44227 Dortmund.
susanne.frank@tu-dortmund.de
www.raumplanung.tu-dortmund.de/soz/

Zusammenspiel oder Widerstreit mit anderen Medien der Vergesellschaftung) einen wichtigen Beitrag zur Produktion und Reproduktion sozialer Beziehungen leisten.

Diese These möchte ich im Folgenden anhand der langjährigen geschlechterbezogenen Auseinandersetzungen mit den Wirkungen der gebauten Umwelt erläutern. Am Beispiel des Komplexes Wohnen/Wohnumfeld soll der spezifische Beitrag verdeutlicht werden, den die Ergebnisse der Genderforschung zur jüngeren architektursoziologischen Diskussion leisten können, in welcher die Vorstellung von Architektur als zentralem Medium des Sozialen eine große Rolle spielt.¹

Fordistische Wohnstrukturen als „Anzeiger“ patriarchaler Vergesellschaftung

Aus architektursoziologischer Perspektive wird Wohnen als „das gesamtgesellschaftlich verbreitetste Verhalten im Umgang mit Architektur“ bezeichnet und gilt „von den Arten der Benutzung der Architektur“ als „die gesellschaftlich bedeutsamste, weil sie die meisten Menschen während ihres Lebens einbezieht“.² Mit Norbert Elias sind „Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen“ interpretiert worden.³

Es überrascht daher kaum, dass die Wohnstrukturen der fordistischen Epoche einer der Schwerpunkte der feministischen Stadt- und Planungskritik waren, die sich Ende der 1970er Jahre in enger Verbindung zur Zweiten Frauenbewegung formierte. Im Elias'schen Sinne wurden diese als präziser „Anzeiger“ nicht nur der bürgerlich-kapitalistischen, sondern auch der patriarchalen Verfasstheit der westlich-modernen Industriegesellschaften gedeutet: „als materialisier-

ter Ausdruck eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses“,⁴ das sich vor allem durch die systematische Marginalisierung von Haus- und Reproduktionsarbeit auszeichnete. Während der „Malestream“ der Stadtforschung die räumliche Organisation westlich-moderner Städte mit ihrer charakteristischen funktionalen Zonierung („Wohnen“, „Arbeiten“, „Freizeit/Erholung“, „Fortbewegung/Verkehr“) allein auf industriekapitalistische Strukturprinzipien zurückführte,⁵ konnte die feministische Kritik zeigen, dass in die baulich-räumliche Ausdifferenzierung der modernen Stadt von Anfang an die geschlechtsspezifische Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit eingelassen war: Der Bereich der nicht entlohnten Versorgungsarbeit wurde an Frauen delegiert, in die „Privatsphäre“ der Wohnungen und Wohnviertel eingeschlossen („Haus-Frau“) und dann auch räumlich ausgelagert und isoliert. Zwei die fordistische Phase international prägende Wohnformen drückten diese Entwicklung besonders deutlich aus: die Eigenheim-Suburbanisierung und die peripheren Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus.

Wohnsuburbanisierung bedeutete die Schaffung und Abgrenzung reiner Reproduktionsräume. Insofern diese auf der Durchsetzung des typischen Lebensmodells der bürgerlichen Kleinfamilie mit vollwerbstätigem männlichen Haushaltsvorstand einerseits und Vollzeit-Hausfrau und Mutter andererseits beruhte, stand der Begriff „Suburbia“ in der geschlechterbezogenen Stadtforschung lange für den patriarchal geprägten Raum schlechthin.⁶

Die strukturelle Nichtbeachtung von Reproduktions- und damit „Frauenarbeit“ zeigte sich auch in der Größe, Gestaltung und im Zu-

¹ Vgl. hierzu vor allem Heike Delitz/Joachim Fischer (Hrsg.), *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*, Bielefeld 2009 (i. E.); in einem Beitrag zu diesem Band erläutere ich die hier formulierten Gedanken ausführlich.

² Hans P. Thurn, *Architektursoziologie. Zur Situation einer interdisziplinären Forschungsrichtung in der BRD*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, (1972) 2, S. 301–341, hier: S. 321.

³ Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Frankfurt/M. 1969, S. 68 ff.; s. a. Herbert Schubert, *Empirische Architektursoziologie*, in: *Die Alte Stadt*, 32 (2005) 1, S. 1–27.

⁴ Ruth Becker, *Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum*, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden 2004, S. 652–664, hier: S. 654.

⁵ Schon diese Bestimmung der zu trennenden städtischen Funktionen, insbesondere die Trennung von Wohnen und Arbeiten, beruhte auf einem Androzentrismus, denn sie unterstellte: wer wohnt, arbeitet nicht. Diese Nichtanerkennung von Reproduktionsarbeit als Arbeit liegt auch der berichtigten Bezeichnung randstädtischer Großsiedlungen als „Schlafstädte“ zugrunde.

⁶ Zur geschlechterbezogenen Diskussion um Suburbia siehe ausführlich: Susanne Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf*, Opladen 2003.

schnitt der Wohnungen selbst. Insbesondere die normierten Grundrisse des Großsiedlungsbaus zeichneten sich durch die hierarchische Aufgliederung der überdies sehr engen Räume für eine standardisierte Vater-, Mutter- und Zwei-Kinder-Familie aus. Im Zuge der Rationalisierung der Hausarbeit wurde der einzige „Frauenraum“, die Küche, vom zentralen Ort der Wohnung, der „Wohnküche“, auf einen minimal ausgestatteten, meist schlecht besonnten Arbeitsraum reduziert. In diesem konnte sich außer der arbeitenden Person niemand anderes mehr aufhalten. So wurde Hausarbeit auch innerhalb der Wohnungen mehr und mehr isoliert und unsichtbar gemacht. In Bezug auf das Wohn- und Quartiersumfeld der monofunktionalen Siedlungen wurden vor allem schlechte öffentliche Personennahverkehrsverbindungen, fehlende Einrichtungen zur Deckung des täglichen und speziellen Bedarfs (zum Beispiel Kinder- und Frauenärzte) sowie die mangelnde Ausstattung mit Kultur- und Freizeiteinrichtungen, Sport- und Spielstätten beanstandet.¹⁷

Architekturen als Medien sozialer (Geschlechter-)Beziehungen

Forschungsergebnisse haben vielfach belegt, dass die wohnungs- und städtebaulichen Strukturen der fordistischen Epoche maßgeblich zur Erschwerung und Einengung des Alltagslebens von Frauen und zur Befestigung geschlechtsspezifischer Rollenzuweisungen beitragen und so zum „Emanzipationshindernis“ wurden.¹⁸ Normierter, standardisierter Wohnungsbau und funktionale Zonierung bewirkten demnach weit mehr als physische Distanzierung. Sie entfernten die Frauen real und symbolisch von und aus der Stadt und der Öffentlichkeit, beschnitten ihre Wahl- und Handlungsmöglichkeiten und damit auch die Chancen der Veränderung ihres gesellschaftlichen Status.¹⁹

¹⁷ Vgl. Kerstin Dörhöfer/Jenny Naumann, Zur Lage der Frauen in städtischen Wohngebieten, in: Marielouise Janssen-Jurreit (Hrsg.), Frauenprogramm – gegen Diskriminierung, Reinbek bei Hamburg 1979; Ursula Paravicini, *habitat au féminin*, Lausanne 1990.

¹⁸ Myra Warhaftig, *Emanzipationshindernis Wohnung: die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeit zur Überwindung*, Köln 1985.

¹⁹ Vgl. Daphne Spain, *Gendered Spaces*. Chapel Hill 1992, S. XI; Renate Borst, *Die zweite Hälfte der Stadt. Suburbanisierung, Gentrifizierung und frauen-*

Architektur erweist sich damit als wichtige „Konstruktionsmacht von Lebenswelten“,¹⁰ hier der spezifischen Lebenswelten von Frauen. Wenn Architekturen zugleich ein „Mittel (sind), den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft ihren Ort und ihre Stellung im Gemeinwesen zuzuweisen“,¹¹ so hat die fordistische Wohnarchitektur und -struktur deutlich artikuliert, dass der Platz von Frauen materiell und symbolisch am Rande der Gesellschaft zu finden ist. Eigenheim-Suburbanisierung und sozialer Wohnungsbau drücken diese soziale und räumliche Marginalisierung aus und intensivieren sie noch. Insofern Wohnstrukturen also eine große Rolle bei der Symbolisierung, Aufrechterhaltung und Verstärkung von Geschlechterbeziehungen spielen, sind sie besonders geeignet, die „gesellschaftsprägende Kraft von Architekturen“ zu verdeutlichen.¹² In den Gender Studies wurde damit schon früh erkannt, dass und in welchem Maße die Bedeutung von Architekturen über das „Anzeigen“ und „Abbilden“ gesellschaftlicher Strukturen hinausgeht.

Charakteristika des feministischen Architekturverständnisses

Wie diese Ausführungen zeigen, zeichnet sich die feministische Sichtweise auf die gebaute Umwelt durch einen *weiten Architekturbegriff* aus, der die Gesamtheit der baulichen Bestände vom einzelnen Gebäude bis zum architektonischen Ensemble und ausdrücklich auch die städtebaulichen Kontexte einbezieht.¹³ Dabei wird der ganze Prozess des Planens und Gestaltens in den Blick genommen: die Entstehung, Herstellung, Aneignung und Nutzung ebenso wie die Rezeption von Bauwerken. In die Analyse des Bauens gehen damit auch soziale (Macht-)Beziehungen wie Entscheidungs- und Teiligungsstrukturen und die (un-

spezifische Lebenswelten, in: dies. u. a. (Hrsg.), *Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte*, Basel 1990, S. 237.

¹⁰ Heike Delitz, *Die Architektur der Gesellschaft. Architektur und Architekturtheorie im Blick der Soziologie*, in: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift für Theorie und Wissenschaft der Architektur, 10 (2006) 1, siehe <http://www.cloud-cuckoo.net/> (8. 4. 2009). *Anmerkung der Redaktion*: Siehe auch den Text von H. Delitz in diesem Heft.

¹¹ H. Schubert (Anm. 3), S. 2.

¹² H. Delitz (Anm. 10).

¹³ Vgl. Barbara Zibell, *From interspace? Architektur und Gender Studies. Neue Perspektiven auf eine alte Disziplin*, in: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift für Theorie und Wissenschaft der Architektur, 10 (2006) 1. S. 6 f.; Kerstin Dörhöfer, „Die Frau an ihren Herd, zu ihren Kindern“? Formen und Folgen der Wohnarchitektur im 20. Jahrhundert, in: Ministerium für Generationen Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft*, Düsseldorf 2006, S. 367.

terschiedliche) Stellung von Architekt(inn)en im Produktionsprozess ein.

Ein anderes wesentliches Kennzeichen der Gender-Perspektive auf Architekturen ist der starke *Alltagsbezug*. Dieser drückt sich in zweifacher Hinsicht aus: Zum einen ist für den gendersensiblen Blick gerade „das alltägliche Bauen“ respektive die „Alltagsarchitektur der Gesellschaft“ besonders aussagekräftig für das Verständnis der gesellschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen. Hierin unterscheidet sich die feministische Sicht auf Architekturen fundamental von einer Architekturtheorie oder -soziologie, welche die Strukturen und den Wandel der Gesellschaft vor allem an „starchitecture“, also an spektakulären, repräsentativen oder avantgardistischen Bauwerken ablesen will. Wenngleich Vertreterinnen und Vertreter der Gender Studies die gesellschaftsdiagnostische Bedeutung solcher Architekturen keinesfalls in Abrede stellen und selbst gewinnbringend für geschlechterkritische Analysen nutzen, so unterstreichen sie in ihren Arbeiten doch die in den meisten Architekturbetrachtungen stets vernachlässigte große Wirkmächtigkeit der Alltagsarchitekturen für die alltägliche Lebensgestaltung sowie deren Eigenschaft als Medien der alltäglichen materiellen und symbolischen Produktion und Reproduktion (hierarchischer) sozialer Beziehungen.

Zum anderen ist, damit eng zusammenhängend, der Lebensalltag derjenigen, für die (nicht) geplant wird, ein wichtiger Maßstab der Betrachtung. In Bezug auf die Deutung und Bewertung architektonischer Produkte zeichnet sich das feministische Architekturverständnis durch den hohen Stellenwert aus, der nicht nur der formal-ästhetischen, auf die Symbolik von Bauwerken fokussierenden, sondern auch der sozialen, nutzungs- und gebrauchswertorientierten Dimension beigemessen wird.¹⁴

Von Frauen zu Gender: Entwicklungen im Feld der Geschlechterforschung

In der ersten Phase der feministischen Stadt- und Architekturkritik, die nicht zufällig in der Ära der höchsten Verfestigung des traditionellen Geschlechterrollenmodells einsetzte, konzentrierten sich Analyse und Kritik auf die sträfliche Vernachlässigung der Anforderungen, die sich aus der alltäglichen Verrichtung von Haus- und Reproduktionsarbeit ergaben, und auf das Ziel von deren gesellschaftlicher wie planerisch-gestalterischer Aufwertung und Anerkennung. Diese historisch bedingte Fixierung auf den Lebensalltag von

¹⁴ Vgl. Kerstin Dörhöfer/Ulla Terlinden, *Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen*, Basel u. a. 1998, S. 10.

Hausfrauen und Müttern ist längst überwunden. Mit der zunehmenden Differenzierung von Arbeits- und Lebenswelten trat die polarisierende Sichtweise auf Männer- und Frauenwelten in den Hintergrund zugunsten einer differenzierten Betrachtung unterschiedlichster Alltagsmuster und Lebenszusammenhänge.¹⁵ Immer deutlicher wurde, dass „Frauen“ und „Männer“ sich nicht als „homogene Blöcke“ gegenüber stehen, sondern in sich stark differenzierte, hierarchisch gegliederte soziale Gruppen darstellen, die vielfältige und komplexe, häufig auch widersprüchliche und konfliktreiche (Geschlechter-)Beziehungen unterhalten.

Die Gender Studies sind heute ein multiparadigmatisches Feld, zu dem Frauen-, Männer- und Geschlechter- sowie „Queer“-Forscherinnen und -Forscher aus dem ganzen Spektrum der Wissenschaften beitragen. Geschlecht wird dabei nicht (mehr) vor allem als ein Merkmal von Personen aufgefasst, sondern als ein zentrales Organisations- und Strukturprinzip der Gesellschaft. Neben die Analyse der Wirkungen von „Geschlecht“ als einem wesentlichen (mit anderen Strukturkategorien zusammen wirkenden) Faktor der ungleichen Positionierung im sozialen Raum sind vor allem Fragen nach den basalen Prozessen der kulturellen und sozialen Herstellung von „Geschlecht“, das heißt nach den „Modi und Medien“ der Geschlechterkonstruktionen sowie nach den Möglichkeiten von deren Subversion getreten.¹⁶ Die Auseinandersetzung mit der „Architektur der Gesellschaft“ spielt somit weiterhin eine wichtige Rolle.

Im Fokus: Gentrifizierung

Viele der Entwicklungen und Ausdifferenzierungen im Feld der Gendertheorie lassen sich an den geschlechterbezogenen Forschungen zu Stadt, Raum und Architektur nachvollziehen.¹⁷ Auch hier hat sich der Schwerpunkt

¹⁵ Vgl. B. Zibell (Anm. 13), S. 3.

¹⁶ Vgl. Angelika Wetterer, *Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit*, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 122–131, hier: S. 125.

¹⁷ Die heutige Themen- und Perspektivenvielfalt lässt sich auch an Readern und Sammelbänden zum Thema *Architektur und Gender* ablesen. Vgl. z. B. Jane Ren-

verlagert: von einer frauenzentrierten Perspektive auf die gebaute Umwelt hin zur Betrachtung der Rolle und Bedeutung von „Geschlecht“ als gesellschaftlichem Ordnungsprinzip für die baulich-räumliche Gestaltung der Umwelt. Deutlich ist zugleich auch, welch starke Prägung die Geschlechterbeziehungen ihrerseits durch die baulich-räumlichen Strukturen der Gesellschaft erfahren.

Aus der Vielfalt der Themen möchte ich, um beim Beispiel der Wohnstrukturen zu bleiben, die geschlechterbezogenen Analysen von Gentrifizierungsprozessen herausgreifen.¹⁸ Als Gentrifizierung wird die bauliche und gestalterische Aufwertung vor allem innenstadtnaher Wohngebiete (meist Altbauviertel) bezeichnet, die mit einer Verdrängung der ansässigen Wohnbevölkerung einhergeht. Studien belegen, dass jüngere, hoch qualifizierte und gut verdienende Frauen und Homosexuelle als Nachfragerinnen und Nachfrager auf den innerstädtischen Wohnungsmärkten überproportional aktiv sind. Sie leben vielfach mit einem/einer ebenfalls erwerbstätigen Partner/in in kinderlosen Haushalten zusammen. Aufgrund der Tatsache, dass in heterosexuellen *gentrifier*-Haushalten weit seltener die typischen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen praktiziert werden als etwa in eher traditionell orientierten suburbanen Haushalten, wurde die Gentrifizierung auch als sozial-räumlicher Ausdruck einer allmählichen Aufweichung überkommener Geschlechterrollen interpretiert.¹⁹ Aber auch in diesem Zusammenhang konnte gezeigt werden: Gentrifizierung ist nicht allein Resultat dieser Entwicklungen, sondern ebenso auch ein Ort, der neue Geschlechterrollen und neue Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit (mit)produziert: „The issue is whether gentrification is a pro-

dell et al. (Hrsg.), *Gender Space Architecture. An interdisciplinary introduction*, London 2000; Dörte Kuhlmann/Kari Jormakka (Hrsg.), *Building Gender. Architektur und Geschlecht*, Wien 2002.

¹⁸ Vgl. Liz Bondi, *Gender Divisions and Gentrification: a Critique*, in: *Transactions of the Institute of British Geographers N.S.* 16, 1991, S. 190–198; Monika Alisch, *Frauen und Gentrification: der Einfluß von Frauen auf die Konkurrenz um den innerstädtischen Wohnraum*, Wiesbaden 1993.

¹⁹ Vgl. Ann R. Markusen, *City Spatial Structure, Women's Household Work and National Urban Policy*, in: *Women and the American City, Special Issue of Signs*, 5 (1980) 3, S. 23–44, hier: S. 35; zur Kritik s. M. Alisch (Anm. 18), S. 116 f.

cess through which changes in gender identities are constructed and expressed.“²⁰

Ähnlich wird die „gay gentrification“ als Resultat urbaner Emanzipationsbestrebungen gedeutet. Sie gilt als gezielte und bewusste Antwort einkommensstarker, überwiegend weißer Mittelklasse Männer auf die Erfahrungen von alltäglicher Marginalisierung, sexueller Unterdrückung und aggressiver Homophobie: „Gentrification was just one of the ways in which gay identity was consolidated, gay space was asserted and sexuality could be performed ‘out of the closet’ without fear of opposition.“²¹ Davon ausgehend, dass mit dem Geschlechterverhältnis auch die Heteronormativität in die physische und soziale Organisation von Räumen und Gebäuden eingeschrieben ist,²² feiert Aaron Betsky die befreiende Wirkung solcher „queer spaces“: „Gay men and women are in the forefront of architectural innovation, reclaiming abandoned neighborhoods, redefining urban spaces, and creating liberating interiors out of hostile environments.“²³

Anders als dieser letzte Abschnitt es nahelegen mag, wird dabei die Kehrseite dieser Entwicklungen von der kritischen Genderforschung keineswegs übersehen: dass nämlich die Schaffung nicht-traditioneller, tendenziell emanzipatorischer Räume für die privilegierten Gewinnerinnen und Gewinner des gesellschaftlichen Strukturwandels mit der Verdrängung einkommensschwacher

²⁰ Liz Bondi (Anm. 18), S. 121.

²¹ Tom Slater, *What is gentrification?*, in: ders., *Gentrification Web*, siehe: <http://members.lycos.co.uk/gentrification/> (8. 4. 2009); s. a. Larry Knopp, *Sexuality and urban space: a framework for analysis*, in: David Bell/Gill Valentine (Hrsg.) *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*, London et al. 1995, S. 149–161, hier: S. 152 sowie die Pionierarbeit zur „gay gentrification“: Manuel Castells, *Cultural identity, sexual liberation and urban structure: the gay community in San Francisco*, in: ders., *The City and the Grassroots: A Cross-Cultural Theory of Urban Social Movements*, London 1983, S. 138–170; zu „lesbian gentrifiers“ s. Tamar Rothenberg, *And she told two friends: lesbians creating urban social space*, in: David Bell/Gill Valentine, *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*, London et al. 1995, S. 165–181.

²² Hierzu siehe z. B. D. Bell/G. Valentine (Anm. 21); Michael Frisch, *Planning as a Heterosexist Project*, in: *Journal of Planning Education and Research* 2002, 21, S. 254–266.

²³ Aaron Betsky, *Queer Space. Architecture and Same-Sex Desire*, New York 1997, Klappentext.

Schichten aus ihren angestammten Wohngebieten einhergeht. Insofern belegen gerade die Untersuchungen von Gentrifizierungsprozessen die unlösbare Verbindung von „Geschlecht“ und „Sexualität“ mit anderen Strukturkategorien wie „Ethnie“ oder „Klasse/Schicht“.

Schlussfolgerungen

Die zuletzt zitierten Studien können exemplarisch für eine allgemeine Veränderung der Blickrichtung in der Analyse des Verhältnisses von Gender und Architekturen stehen: Thematisiert wird nicht mehr vor allem die Behinderung und Benachteiligung marginalisierter Gruppen durch baulich-räumliche Strukturen, sondern die aktive planerische Herstellung, Aneignung und Umgestaltung/Umdeutung von Gebäuden, Räumen und Orten in oftmals widerständigen und konfliktreichen sozialen Prozessen.²⁴

Auch in neueren Forschungen werden die Wechselwirkungen betont, die zwischen Architekturen, sozialen Strukturen und Prozessen bestehen. Architekturen bringen hierarchisch (nach Geschlecht, Klasse, Ethnie, Alter etc.) differenzierte soziale Beziehungen nicht nur zum Ausdruck, sie bringen sie selbst mit hervor und sind wichtige Faktoren ihrer Reproduktion. Aus Genderperspektive bedeutet dies: Geschlechterbilder, Annahmen über das Wesen der Geschlechter und die diesen entsprechenden Rollen gehen in die Gestaltung der gebauten Umwelt ein; sie werden buchstäblich versteinert oder betoniert. Solchermaßen materialisiert, machen sie sich wiederum als Voraussetzungen geltend, unter denen Geschlechterbeziehungen ausgehandelt werden.²⁵ In Abgrenzung zu einem sozialräumlichen Determinismus, der in früheren architektursoziologischen wie feministischen Arbeiten des Öfteren anzutreffen war, ist in den vergangenen Jahren aber auch deutlich herausgearbeitet worden: Architekturen und städtebauliche Strukturen beeinflussen und prägen, ermöglichen oder erschweren soziales Handeln (von Männern und Frauen) ebenso wie soziale (Geschlechter-)Beziehungen, aber sie determinieren weder das eine noch die anderen.

²⁴ Vgl. R. Becker (Anm. 4), S. 659.

²⁵ Vgl. hierzu ausführlich: S. Frank (Anm. 6).

Markus Schroer

Grenzen – ihre Bedeutung für Stadt und Architektur

„Keine Haut, keine Barrieren, kein Schutz. Die Grenzen sind wichtig.“
(Siri Hustvedt, *Die Leiden eines Amerikaners*)

Wir sind es mittlerweile gewohnt, die globalisierte Welt als eine grenzenlose zu denken. Grenzen erscheinen dabei stets als unerwünschte Hindernisse, die aus dem Weg geräumt werden müssen, damit Geld- und Warenströme ungehindert fließen können. Entgegen dieser gegenwärtig weit verbreiteten Perspektive will der folgende Beitrag an die fundamentale Bedeutung der Grenzen erinnern, die diese für die Konstituierung des Sozialen hat.

Markus Schroer

Dr. phil., geb. 1964, Professor für Soziologie an der Universität Kassel, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Nora-Patiel Str. 1, 34109 Kassel. schroer@uni-kassel.de

Die Stadt und ihre Grenzen

Der städtische Raum ist – wie jeder Raum – das Ergebnis einer Grenzziehung.¹ Jede Stadt grenzt sich von einer sie umgebenden Umwelt ab. Von der Antike bis in die Neuzeit fungieren Mauer, Wall und Graben als Grenzen der befestigten Städte. Durch diese Abschließungsarchitektur erreichen sie einen Grad an Sicherheit, den es in Dörfern nicht geben konnte.² Die Abschirmung nach Außen darf man sich jedoch nicht als einen einseitigen Rückzug ins Geschlossene vor-

Bernhard Schäfers zum 70. Geburtstag.

¹ Vgl. Martin Heidegger, *Bauen, Wohnen, Denken*, in: Ders., *Vorträge und Aufsätze*, Stuttgart 2004¹⁰, S. 139–156.

² Vgl. Martin Dinges/Fritz Sack (Hrsg.), *Unsichere Großstädte? Vom Mittelalter bis zur Postmoderne*, Konstanz 2000.

stellen. Mit Hilfe der Grenze wird vielmehr ein Eigen- von einem Fremdraum unterschieden.¹³ An den in Mauern eingelassenen Toren wird über Einlass oder Nicht-Einlass zu diesem Eigenraum entschieden. Das ist die elementare Funktion jeder Grenze, die generell nicht für totale Abschottung steht, sondern für die Organisation von Inklusion und Exklusion, Einschluss und Ausschluss zuständig ist. Eine unüberwindbare Grenze ist ein Widerspruch in sich. Die Überschreitung ist der Grenze gewissermaßen eingeschrieben. Insofern ist jede Grenzüberschreitung keine Zweckentfremdung der Funktion der Grenze, sondern eine Erfüllung ihres ureigensten Programms. Erst in der Möglichkeit ihrer Überwindung bestätigt sich die Existenz der Grenze. An der historischen Entwicklung der Städte lässt sich ablesen, dass ein reger Grenzverkehr zwischen Innen und Außen nicht zum Verschwinden, sondern zum ständigen Hinausschieben, also zur Neuerrichtung von Grenzen geführt hat. Immer neue, sich jenseits der Mauern befindliche Areale, wurden nach und nach ins Innere verlegt und integriert.¹⁴

Die Errichtung einer Stadt geht mit der Ziehung einer Grenzlinie einher, die jedoch nicht nur einen Stadtraum schafft, der sich aus seiner Umwelt herauslöst und von dieser unterscheidet, sondern auch einen ländlichen Raum hervorbringt, der nicht mehr derselbe ist wie zuvor. Erst die Entstehung der befestigten Städte als Sicherheitsbollwerke lässt die Dörfer als unsichere Siedlungsstruktur erscheinen; erst die städtische Lebensweise bringt einen ländlichen Lebensstil hervor und erst das rasante Tempo in der Stadt lässt das Treiben im Dorf langsam erscheinen. Das Ziehen einer Grenze sorgt stets auf beiden der durch sie getrennten Seiten für eine Veränderung. Die Errichtung eines Innen hat somit nicht nur Auswirkungen auf ein Außen, sie schafft überhaupt erst dieses Außen, auf das es stets bezogen bleibt. Die Grenze markiert den Unterschied zwischen Innen- und Außenraum.

¹³ Vgl. Bernhard Waldenfels, *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden* 3, Frankfurt/M., 1999, S. 204.

¹⁴ Vgl. am Beispiel von Paris Eric Hazan, *Die Erfindung von Paris. Kein Schritt ist vergebens*, Zürich 2006.

Die Grenze gegenüber dem ländlichen Raum bleibt indes nicht die einzige Grenze, welche die Stadt ausmacht. Vielmehr kommt es auch innerhalb des Stadtraums zur Ziehung von Grenzen, die einzelne Quartiere voneinander unterscheiden. Diese Segregation¹⁵ lässt sich über die gesamte Geschichte der Stadt hinweg beobachten und kann die verschiedensten Formen annehmen. In der mittelalterlichen Stadt konzentrieren sich verschiedene Handwerke in verschiedenen Quartieren. Asiatische Städte weisen eine Segregation nach Religionszugehörigkeit auf. In amerikanischen Städten bilden sich Quartiere entlang der ethnischen Zugehörigkeit. Darüber hinaus gliedern sich Städte in verschiedene Viertel, die von sich sozial nah stehenden Bevölkerungsgruppen gebildet werden. So gibt es in jeder Stadt Arbeiterviertel und Villenviertel, bevorzugte Wohngebiete und Problembezirke. Für die Erkennbarkeit dieser verschiedenen Areale spielt die Architektur eine bedeutende Rolle, weil sie die sozialen Unterschiede erst sichtbar werden lässt, die zwischen den einzelnen Vierteln und ihren Bewohnern bestehen. Mit Hilfe der Architektur vermag selbst der Besucher einer Stadt zu erkennen, wo er sich gerade aufhält. Akzeptable, begehrte oder zu vermeidende Wohnviertel sind mit dem bloßen Auge auszumachen. Doch man täusche sich nicht: Sie sind dies nur deshalb, weil wir gelernt haben, bestimmte räumliche Arrangements mit bestimmten sozialen Kategorien zu verbinden. Wir wissen, dass prunkvolle Villen mit großem Grundstück reiche Bevölkerungsgruppen beherbergen, dass ein freistehender Bungalow oder eine Doppelhaushälfte auf die Mittelklasse verweisen und dass ein Wohnsilo in städtischer Randlage als typische Unterkunft der Unterschicht angesehen werden kann. Es ist dieses Wissen, das die Lesbarkeit der Stadt letztlich erst ermöglicht. Da die Grenzen jedoch niemals ein für allemal festgelegt sind, bleibt die zentrale Frage stets, wo, wie und von wem welche Grenzen gezogen werden. Die Art und Weise der Grenzziehungen und ihre Benennungen sagen viel über die jeweilige Gesellschaft, die Gruppe, das Milieu oder Szene aus, die sie zieht. Sie können zwischen dem Eigenen und dem Fremden, den Reichen und den Armen, den

¹⁵ Vgl. Hartmut Häußermann/Walter Siebel, *Stadtsoziologie. Eine Einführung*, Frankfurt/M.–New York 2004, S. 139 ff.

Inländern und den Ausländern gezogen werden. Dabei müssen sie sich nicht in jedem Fall räumlich manifestieren, wodurch sie jedoch – wie wir seit Georg Simmel wissen – eine ungleich höhere „Festigkeit und Anschaulichkeit“¹⁶ erfahren. Kommt es zu keiner räumlichen Materialisierung der Grenzen, so haben wir es demnach mit fragilen und unsichtbaren Verhältnissen zu tun. Welchen Beitrag leistet die Architektur für die Stabilität und Sichtbarkeit sozialer Verhältnisse? Welche Grenzen zieht sie?

Die Architektur und ihre Grenzen

Die Geschichte der Architektur¹⁷ beginnt lange vor der Entstehung von Städten. Wann immer eine Grenze zwischen Innen und Außen gezogen wird, können wir von Architektur sprechen. Insofern handelt es sich schon bei der vom Menschen gebaute Hütte, in der er Schutz vor Regen, Kälte und wilden Tieren sucht, um Architektur. Ihr Aufkommen ist zugleich auch die Geburtsstunde des Wohnens: „Das Wohnen beginnt, sobald der Mensch der Höhle des Mutterleibs entweicht und einen Unterschlupf sucht.“¹⁸ Wenn man sich die zentralen Elemente der Architektur vor Augen führt – Böden, Decken, Wände, Dächer – wird deutlich, dass sich Architektur generell als Antwort auf ein tief verwurzeltes Schutzbedürfnis des Menschen verstehen lässt. Von der primitiven Hütte bis zur mondänen Villa besteht der gemeinsame Nenner der Architektur in der Schutz bietenden Abschirmung¹⁹ nach Außen: „Auch beim Menschen beruht das moralische und physische Wohlbefinden letztlich auf der gänzlich tierischen Wahrnehmung des Sicherheitsbereichs, des Zufluchtsortes.“¹⁰ Ebenso wie im oben beschriebenen Fall der Stadt erfolgt die durch

den Bau eines Gebäudes vollzogene Abschließung jedoch nicht so radikal, dass von einem vollkommenen Ausschluss des Außen gesprochen werden kann. Zentrale Elemente der Architektur wie Fenster und Türen sorgen vielmehr für den Austausch zwischen Innen und Außen. Neben dem Streben nach Sicherheit geht es also immer auch um die Suche nach Kontakt und Verbindung: „Dadurch, daß die Tür gleichsam ein Gelenk zwischen dem Raum des Menschen und allem, was außerhalb dessen ist, setzt, hebt sie die Trennung zwischen dem Innen und dem Außen auf. Gerade weil sie auch geöffnet werden kann, gibt ihre Geschlossenheit das Gefühl eines stärkeren Angeschlossenseins gegen alles jenseits dieses Raumes, als die bloße, ungegliederte Wand. Diese ist stumm, aber die Tür spricht“.¹¹ Die Grenze ist insofern ein höchst ambivalentes Gebilde. Sie befriedigt sowohl das Bedürfnis des Menschen nach Abschluss vom Anderen als auch das nach der Hinwendung zu ihm. Die Aufgabe der Architektur besteht nicht zuletzt darin, die Balance zwischen einer Schutz suchenden Orientierung nach Innen und der schutzlosen Öffnung nach Außen herzustellen. Dabei gilt grundsätzlich, dass das, was trennt, auch verbindet und umgekehrt. Grenzen lassen sich insofern nicht in offene und geschlossene Grenzen unterteilen, da damit allenfalls vorübergehende Zustände der Grenze bezeichnet sind. Grenzen unterscheiden sich vielmehr nach dem jeweiligen Grad ihrer Durchlässigkeit.¹² Entscheidend dabei ist, dass der Charakter der Grenze nicht ein für allemal festgelegt ist und für jedermann gilt, sondern als sehr verschieden erlebt werden kann. Für Alte und Kinder, Arme und Reiche, Frauen und Männer können sich etwa beim Durchschreiten der Stadt völlig verschiedene Grenzen auf-tun: Grenzen, hinter denen sich für die einzelnen Bevölkerungsgruppen regelrechte *no-go-areas* befinden. Alte Menschen vermeiden steile Treppen, Kinder stark befahrene Straßen, Arme die von Sicherheitsdiensten geschützten Geschäfte in den Nobelpassagen der Innenstädte, Reiche die Randbezirke,

¹⁶ Vgl. Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe Bd.11, Hrsg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt/M. 1992, S. 699.

¹⁷ Bernhard Schäfers, Architektursoziologie. Grundlagen–Epochen–Themen, Opladen 2003.

¹⁸ Vgl. B. Waldenfels (Anm. 3), S. 208.

¹⁹ Vgl. Dirk Baecker, Die Dekonstruktion der Schachtel. Innen und Außen in der Architektur, in: Niklas Luhmann u. a., Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur, Bielefeld 1990, S.

¹⁰ André Leroi-Gourhan, Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, Frankfurt/M., 1984, S. 388.

¹¹ Georg Simmel, Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft, Hrsg. von Margarete Susman und Michael Landmann, Stuttgart 1957, S. 4.

¹² Vgl. Roland Girtler, Abenteuer Grenze. Von Schmugglern und Schmugglerinnen, Ritualen und „heiligen“ Räumen, Wien–Münster 2006.

Frauen Parkhäuser und Unterführungen, Männer Frauenparkplätze und Frauenbuchläden, Einheimische Treffpunkte der „Fremden“, „Fremde“ Szenetreffs der Deutschenationalen. Die Stadt ist durch eine Fülle von Grenzen gekennzeichnet, die nicht immer unmittelbar sichtbar und für jeden erkennbar sein müssen, um die Nutzungsprofile der Bewohner dennoch zu prägen. Jeder setzt andere, seiner Position und seinem Status gemäße Prioritäten und bahnt sich entsprechend verschiedene Wege durch die Stadt. Das Image der Städte hängt zu einem erheblichen Ausmaß davon ab, wie sie – jenseits des Images, das ihr die Stadtväter und deren Werbeabteilung zu verleihen suchen – von den einzelnen Bevölkerungsgruppen gesehen werden. In unzähligen Alltagsgesprächen werden Städte als hart, unzugänglich und öde oder als sozial, offen und lebendig eingestuft. Wenn Stadtväter versuchen, Unternehmen in ihre Stadt zu locken oder Unternehmen Mitarbeiter anwerben, spielen solche Standorteinschätzungen eine kaum zu unterschätzende Rolle für die Entscheidung der jeweils Betroffenen.

Aber nicht nur die Stadt und ihre Quartiere, auch die einzelnen Gebäude lassen sich in einem erheblichen Ausmaß danach unterscheiden, welchen Grad an Durchlässigkeit sie erlauben bzw. anstreben. Schon die Anzahl von Türen und Fenstern, deren Größe und Anordnung, vermag etwas über das Ausmaß der gesuchten Schließung oder Öffnung nach Außen auszusagen. Erst recht sind unterschiedliche Materialien dazu in der Lage, Zugänglichkeit oder Zurückweisung zu symbolisieren. Glas signalisiert Offenheit und wirkt einladend. Man macht sich freiwillig beobachtbar, will zeigen, dass es nichts zu verbergen gibt. Beton dagegen erscheint unzugänglich und abweisend, wirkt wie ein Bollwerk gegen feindliche Einflüsse von Außen. Der äußere Eindruck kann allerdings täuschen: „Das Glas bietet zwar Möglichkeiten der rascheren Kommunikation zwischen Innen und Außen, aber zugleich zieht es eine unsichtbare Wand, die verhindert, daß diese Verbindung eine wirkliche Öffnung zur Welt wird.“¹³ Die Baumaterialien allein sind sicher kein verlässlicher Indikator, um eindeutig zu bestimmen, ob wir es mit offenen oder ge-

schlossenen Formen zu tun haben. Dass Glas nicht per se für leichte und damit erwünschte Zugänglichkeit steht, hat niemand eindrücklicher gezeigt als Jacques Tati in seinem Film „Playtime“. Die moderne Großstadt präsentiert sich hier als ein geradezu aseptisches Labyrinth aus Glas, Stahl und Beton, in der sich kaum mehr jemand zurecht findet, obwohl – oder gerade weil – scheinbar alles offen ausgestellt und dargeboten wird. Richard Sennetts Kritik an der modernen Glasarchitektur weist in eine ähnliche Richtung: „Sehen zu können, was man nicht hören, berühren, spüren kann, verstärkt das Gefühl, das, was sich im Inneren befindet, sei unzugänglich.“¹⁴ Sennett zufolge führt Glasarchitektur gerade nicht zu Offenheit und Transparenz, sondern zu Einsamkeit und Isolation. Ganz unabhängig aber von den *tatsächlichen* Zugangsbedingungen sind die kollektiven Assoziationen und Konnotationen, die beim Anblick von Glas oder Beton hervorgerufen werden, in der Lage, einem Gebäude ein Image zu verleihen, das es nur schwer wieder los wird.

Abgesehen vom Material und den entsprechenden Zuschreibungen gibt es allerdings auch eindeutiger, weniger widersprüchliche Möglichkeiten, mit Hilfe architektonischer Maßnahmen Ausschluss und Ausgrenzung zu ermöglichen. Metallspitzen auf Mauervorsprüngen, die das Anlehnen oder Sitzen verhindern, Rasensprenger in Parks, die das dortige Übernachten unmöglich machen und öffentliche Toiletten, die immer geschlossen sind, lassen nur wenig Interpretationsspielraum.¹⁵ Insofern kann Architektur zweifellos dazu beitragen, bestimmten Bevölkerungsgruppen den Zugang zu bestimmten Orten zu verweigern. Dabei muss es sich gar nicht immer um eindeutige Abwehrarchitekturen wie Zäune, Mauern oder ähnliches handeln. Auch auf sehr viel subtilere Art und Weise kann Architektur Eintrittsverbote aussprechen, die oft nur als Empfehlungen daher kommen, sich diesen Räumen nicht zu nähern und jene besser erst gar nicht zu betreten. Die soziale Welt, die eine Welt voller mal gepflegter, mal verleugneter Unterschiede ist, bedient sich der Architektur, der Ge-

¹³ Jean Baudrillard, *Das System der Dinge*, Frankfurt/M.–New York 1991, S. 56.

¹⁴ Richard Sennett, *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt/M., 1991, S. 147.

¹⁵ Vgl. Jan Wehrheim, *Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung*, Opladen 2002, S. 95 ff.

staltung von Räumen und der Ausgestaltung des Interieurs, um auf Unterschiede aufmerksam zu machen und zu signalisieren, welches Klientel willkommen ist und welches nicht. So ist zum Beispiel längst bevor man einen Blick auf die Speisekarte und die Preise eines Restaurants werfen kann, in aller Regel klar, ob das Restaurant zu einem passt oder nicht. Insgesamt gesehen dürfte es eher selten vorkommen, dass sich Passanten in das falsche Lokal verirren. Das gesamte Arrangement, von der Gestaltung des Eingangsbereichs über das Auftreten und die Blicke der Kellner bis hin zum Mobiliar, trägt dazu bei, die gewünschte Kundschaft anzulocken und die unerwünschte von einem Besuch abzuschrecken. So bleibt die vertraute Ordnung gewahrt: Der Habitus der Akteure wählt sich das zu ihm passende Habitat aus.¹⁶ Ohne dass der Einlass direkt untersagt werden muss, schließt sich das Publikum im Sinne einer vorausseilenden Selbstexklusion – „Das ist nichts für uns!“ – selbst aus. Erst wenn diese Art der Selbstregulierung versagen sollte, weiß der Kellner durch Blicke und Gesten zu signalisieren, dass man sich an einem Ort befindet, an dem man nicht erwünscht ist. Gewollte Regeldurchbrechung, Zuwiderhandlungen und Provokationen bleiben zwar immer möglich, sind aber eher die Ausnahme.

Halten wir fest: Städte ebenso wie Bauwerke und Gebäude sind das Produkt von Grenzziehungen, welche die Grenzziehungen in der sozialen Welt massiv unterstützen können. Was passiert, wenn diese Grenzen uneindeutig werden oder gar zu verschwinden drohen, wie in den aktuellen Debatten um die Globalisierung oft zu vernehmen ist?

Grenzziehung und Grenzüberschreitung

In den gegenwärtigen Zeitdiagnosen stößt man immer wieder auf die These, dass sich die soziale Welt zunehmend verflüssigt, womit auch die Grenzen verschwinden, die ein wichtiger Bestandteil der „festen Mo-

¹⁶ Vgl. Pierre Bourdieu, *Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum*, in: Martin Wentz (Hrsg.), *Stadt-Räume*, Frankfurt/M.–New York 1991, S. 25–34 und Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt/M. 2006, S. 97 f.

derne“ waren.¹⁷ Dieser These fehlt es zunächst nicht an Plausibilität. Ein Abbau von Grenzen lässt sich auf verschiedenen Ebenen beobachten: Auf der *Makroebene* kommt es unzweifelhaft zu einer zunehmenden Öffnung der Grenzen zwischen Nationalstaaten. Die Mühelosigkeit, mit der vor allem Informationen staatlich gesetzte Grenzen überwinden, untergräbt zunehmend die Autorität dieser Demarkationslinien. Der Prozess der Globalisierung wird deshalb mit einem Wegfall der Grenzen geradezu gleichgesetzt.¹⁸ Auf der *Mesoebene* ist unschwer zu erkennen, dass Städte nicht mehr an einer massiven Mauer deutlich erkennbar enden, sondern sich geradezu in ihren Umgebungsraum ergießen, so dass kaum mehr auszumachen ist, wo die Stadt endet und der ländliche Raum beginnt. Die Grenze zwischen Stadt und Land wird so zumindest uneindeutig. Auf der *Mikroebene* weichen die streng gezogenen Grenzen zwischen einem Ess-, Schlaf- und Wohnbereich in den Privatwohnungen durch das Weglassen von Wänden mehr und mehr einer offenen Raumkonzeption, in der sich die verschiedensten Tätigkeiten innerhalb eines nicht unterteilten Raums abspielen – eine Entwicklung, die sich bereits in den späten 1920er Jahren andeutete, vor allem aber in den 1980er und 1990er Jahren im großen Maßstab vorangetrieben wurde.¹⁹ Während im Haus des Mittelalters die verschiedensten alltäglichen Tätigkeiten wie Schlafen, Kochen und Essen in einem einzigen zentralen Raum stattfanden, kommt es spätestens seit dem 19. Jahrhundert zu einer stärkeren Aufteilung der Wohnung in verschiedene Funktionsbereiche. Jeder einzelne Raum erfüllt nun einen ganz bestimmten Zweck. Gekocht wird in der Küche, geschlafen im Schlafzimmer, gespielt im Kinderzimmer. Inzwischen aber gibt es wieder den Trend zu mehr Offenheit. Damit kommt es zu einer Erweiterung des Sehraums, die eine Rücknahme seiner nach dem Mittelalter eingeführten Begrenzung²⁰ einschließt. Die mit der Separierung der

¹⁷ Vgl. Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, Frankfurt/M. 2003.

¹⁸ Zur Fragwürdigkeit dieser These vgl. M. Schroer (Anm. 15), S. 185 ff.

¹⁹ Vgl. Katharina Weresch, *Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse*, Hamburg–München 2005, S. 252 ff.

²⁰ Vgl. Peter Gleichmann, *Die Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen*, in: Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte (Hrsg.), *Materialien*

Räume möglich gewordene Privatheit, die den Schutz vor den Blicken noch der engsten Verwandten ermöglichte, scheint durch die Öffnung der Räume gefährdet und als Zunahme von Kontrolle erlebt zu werden.¹²¹

Was bei der These vom Abbau der Grenzen übersehen wird, ist, dass die Grenzen nicht schon deshalb verschwinden, weil sie nicht mehr länger dort aufzufinden sind, wo man sie bisher zu Recht vermuten konnte. Grenzen wandern.¹²² Sie sind nicht starr und unbeweglich. Sie ändern vielmehr ihre Form und vollziehen auf flexible Weise eine Abschirmung gegenüber dem als bedrohlich wahrgenommenen Außen.¹²³ So kann auf der Ebene der Nationalstaaten zwar ein Grenzabbau innerhalb Europas festgestellt werden. Gleichzeitig aber werden die Grenzziehungen nach Außen verstärkt, sodass sich vor allem für Nichteuropäer das Bild von der „Festung Europa“ aufdrängt. Auf der Ebene der Städte kommt es zwar nicht zu einer Renaissance der befestigten Städte, aber die Verbreitung von *gated communities* zeigt einen Bedarf an der Errichtung von Sicherheitszonen inmitten einer als unsicher wahrgenommenen Metropolenwirklichkeit. Wenn die Torwächter in den heutigen Städten nicht mehr an den Toren der Stadtmauern vorzufinden sind, so heißt dies doch nicht, dass sie verschwunden wären: Sie befinden sich heute vielmehr an den Eingängen der Einkaufsläden, Casinos, Shopping Malls, Hotels, Parks, Flughäfen, Bahnhöfe, Stadien, Discotheken usw. Nicht mehr das Schloss mit mächtigem Riegel, sondern Video-Überwachung, Gegensprechanlagen, Drehkreuze, Doorman, automatischer Schließmechanismus und biometrische Kontrollverfahren regulieren und kontrollieren nunmehr die Zugänge. Es müssen nicht immer gleich Schlagbäume sein, wenn es darum geht, Grenzen zu ziehen. Wenn man – wie in Paris – die Möglichkeiten be-

schränkt, mit öffentlichen Verkehrsmitteln von den Randbezirken in das Zentrum der Großstadt zu gelangen, dann wird auf diese Weise eine Grenze gezogen zu denen, die im öffentlichen Stadtbild nicht vorkommen sollen, um den positiven Gesamteindruck der Touristen nicht zu gefährden und der privilegierten Zentrumsbevölkerung den Kontakt mit den fremd gebliebenen Banlieubewohnern nicht zuzumuten. Eine Begegnung mit den Bewohnern der Vorstädte wird als bedrohlich wahrgenommen, die gewünschte Segregation als gescheitert angesehen. Denn angestrebt ist, dass jeder bleibt wo er ist und ‚hingehört‘. Diese Platzierungsmacht ist ein ebenso oft unterschätztes wie angewandtes Mittel politischer Herrschaft, zumal im Zeitalter der Globalisierung, das durch eine tiefe Unsicherheit in Fragen der Zugehörigkeit geprägt ist.

Hatte die Stadt ihre Autorität zunächst an den Nationalstaat abgegeben, der nunmehr dafür Sorge zu tragen hatte, dass keine unerwünschten Subjekte den Eigenraum betreten konnten, so erfolgt aktuell, vor dem Hintergrund eines Souveränitätsverlustes der Nationalstaaten, eine Aufrüstung im Meso- und Mikrobereich. So kann auf der Ebene des Wohnens nicht allein ein Trend zum offenen Wohnen, sondern zugleich ein Trend zur verstärkten Abschließung registriert werden.¹²⁴ Die Bürgerinnen und Bürger reagieren auf den als mangelhaft empfundenen Schutz durch den Staat, indem sie sich selbst ein eigenes Territorium sichern, auf dem *sie allein* über Ein- und Ausgänge wachen, Eintritte zulassen oder verweigern können – und sei der Raum auch noch so klein, auf dem das individuelle Selbstbestimmungsrecht herrscht. Ob dies das eigene Haus, die eigene Wohnung, das eigene Auto oder auch nur das eigene Zimmer ist – es geht um die Entwicklung von Räumen, die Innen so behaglich und multifunktional wie möglich ausgestattet und gegen den unerwünschten Zugriff von Außen so gut wie nur möglich geschützt sind. Als letzter dieser politisch aufgeladenen Räume, an dessen Grenzen jedes Individuum selbst streng über Ab- und Zufahren zu wachen versucht, lässt sich der eigene Körper auffas-

zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt/M., S. 254–278; hier S. 257.

¹²¹ Vgl. K. Weresch (Anm. 19), S. 257 f.

¹²² Vgl. Mathias Bös/Kerstin Zimmer, Wenn Grenzen wandern. Zur Dynamik von Grenzverschiebungen im Osten Europas, in: Georg Vobruba/Monika Eigmüller (Hrsg.), Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes, Wiesbaden 2006, S. 157–184.

¹²³ Vgl. Stefan Kaufmann, Grenzregimes im Zeitalter globaler Netzwerke, in: Helmuth Berking (Hrsg.), Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen, Frankfurt/M.–New York, S. 32–65.

¹²⁴ Vgl. Ronald Hitzler, Mobilisierte Bürger. Über einige Konsequenzen der Politisierung der Gesellschaft, in: Ästhetik & Kommunikation, 23 (1994) 85/86, S. 55–62.

sen. Was ihn berühren, oder gar in ihn eindringen darf, wird angesichts der Warnungen vor dreckiger Luft, unreinem Wasser und verseuchter Ernährung zum Politikum.²⁵ Gerade dann, wenn andere Abwehrmaßnahmen versagen, wird der eigene Körper zum Schutzpanzer aufgebaut.²⁶

Alles zusammengenommen zeigt, dass wir es keineswegs mit einem umfassenden Abbau von Grenzen zu tun haben. Die weit verbreitete These von einer Verflüssigung des Sozialen aufgrund des Bedeutungsverlustes von Grenzen ist einseitig, weil sie die erneuten Grenzziehungen übersieht, die gerade als Antwort auf die Grenzauflösungen erfolgen. Die Praxis der Grenzziehung lässt sich nicht einfach abstellen: „Man richtet sich nie im Überschreiten ein, man wohnt nie außerhalb. Die Übertretung setzt voraus, daß die Grenze immer wirksam sei.“²⁷ Zu bedenken ist allerdings, dass wir es weniger mit einem zähen Beharrungsvermögen der alten Grenzen zu tun haben, als mit einer Veränderung der Grenzen selbst, die sich verlagern, ihre Form ändern, flexibler und situativer gezogen werden können.²⁸ Von ihrem Verschwinden kann jedenfalls keine Rede sein – dies schon deshalb nicht, weil sie konstitutiv sind für das soziale Geschehen, das aus fortwährenden Grenzziehungen, Grenzverschiebungen und Grenzüberschreitungen besteht.

²⁵ Vgl. Zygmunt Bauman, *Ansichten der Postmoderne*, Hamburg 1995, S. 235.

²⁶ Vgl. M. Schroer (Anm. 16), S. 276 ff.

²⁷ Jacques Derrida, *Positionen*, Graz-Wien 1986, S. 39.

²⁸ Vgl. Markus Schroer, *Raumgrenzen in Bewegung. Zur Interpenetration realer und virtueller Räume*, in: *Sociologia Internationalis*, (2003) 1, S. 55–76.

Jens S. Dangschat

Architektur und soziale Selektivität

Architektur und Städtebau haben – anders als die Stadtplanung – in den vergangenen drei Jahrzehnten verstärkte gesellschaftliche Aufmerksamkeit erhalten. Die Gründe dafür liegen zum einen in den veränderten Architekturstilen und dem gebauten Raum selbst, zum anderen in der gestiegenen Bedeutung von Architektur innerhalb gesellschaftlicher Diskurse und den damit verbundenen Positionierungen und Instrumentalisierungen. Diese wiederum sind Folgen eines komplexen wirtschaftlichen, technologischen, kulturellen und administrativen Wandels. Vor dem Hintergrund einer sich wieder stärker ausdifferenzierenden Gesellschaft haben die Produktion von Architektur und der Diskurs über diese zunehmend sozial selektive Wirkungen, die sich keinesfalls allein in Geschmacksfragen äußern, sondern auch bestehende soziale Inklusions- und Exklusionsprozesse unterstützen, ermöglichen und legitimieren.

Jens S. Dangschat

Dr. phil., geb. 1948; o. Univ.-Professor für Stadt- und Regionalsoziologie; seit 1998 Professor für Siedlungssoziologie und Demographie an der Technischen Universität Wien, Fakultät für Architektur und Raumplanung.
jens-dangschat@tuwien.ac.at

In diesem Beitrag wird darüber reflektiert, dass Architektur und Städtebau in ihren bzw. seinen sozial selektiven Auswirkungen und Bedeutungen strategisch bewusst eingesetzt werden (beispielsweise beim „branding“ eines Standortes oder beim „designing out“ sozialer Problematik¹ aus dem innenstadt-

¹ Schon die Definition dessen, was von wem in welcher sozial-räumlichen Konfiguration als „sozial problematisch“ definiert wird, bedarf einer Reflektion, weil im Namen eines „öffentlichen Interesses“ gegenwärtig soziale „Randgruppen“ aus zentralen Orten des öffentlichen Raumes abgedrängt werden, mit dem Ergebnis, dass die gleichen Menschen mit den gleichen Verhaltensweisen an anderen Orten wieder auftreten und im Extremfall dort relativ unkontrolliert ihr Verhalten leben. Es wird also nicht mehr das abweichende

nahen öffentlichen Raum). Meine These ist, dass die Instrumentalisierung der Architektur zur „Reinigung“ des öffentlichen Raumes resp. zur Markenbildung von Städten, Regionen und Nationalstaaten eine ausgrenzende Wirkung gegenüber weniger erwünschten sozialen Gruppen entfaltet. Dazu steht nicht im Widerspruch, wenn ex-post dieser Fakt entschuldigend resp. schulterzuckend zur Kenntnis genommen wird.

Mit diesem Beitrag wird das Ziel verfolgt, die Zusammenhänge zwischen dem Bau spektakulärer Gebäude, dem internationalisierten Architekturdiskurs und der ausgrenzenden Wirkung semiotischer Signale zu verdeutlichen.

Ökonomische Umstrukturierung, gesellschaftliche Ausdifferenzierung und Postmoderne

Über das Ausmaß, den Tiefgang, die Komplexität und Reichweite der aktuellen Prozesse des gesellschaftlichen Wandels besteht insofern Konsens, als diese gegenwärtig als intensiv eingeschätzt werden. Dennoch gibt es eine kaum übersehbare Breite an Deutungsangeboten seitens der Sozialwissenschaften, die sich zum einen hinsichtlich der Betonung der positiven resp. der negativen Effekte grundsätzlich unterscheiden, und die zum anderen bei der Betonung der wichtigsten „driving forces“ sehr unterschiedliche Schwerpunkte setzen.¹²

Neben der verwirrenden Vielzahl unterschiedlicher Deutungsangebote sehe ich vor allem das Problem, dass die Vielfalt einzelner Aspekte und die noch größere Zahl an Zusammenhängen oftmals auf nur eine Kategorie reduziert werden. Wissenschaftliche Deutungsangebote einer im Umbruch befindlichen Gesellschaft sind damit ähnlichen Prozessen unterworfen, wie die Architekturproduktion und Positionierung von Gebietskörperschaften: Prozessen der „Ökonomie der Aufmerksamkeit“,¹³ das heißt der Suche nach Alleinstellungsmerkmalen.

Verhalten per se verfolgt, sondern zentrale Orte werden sozial „gereinigt“.

¹² Vgl. Armin Pongs, *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?*, München 1999 (Band 1), 2000 (Band 2).

¹³ Vgl. Georg Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München 1998.

Dieses zu kritisieren und gleichzeitig unzulängliche Verkürzungen weitgehend zu vermeiden, ist eine Gratwanderung auf engem Raum. Zentral sind sicherlich die Auswirkungen der Globalisierung als Rahmenbedingungen der wirtschaftlichen Entwicklungen, die vor Ort unterschiedliche Auswirkungen haben: hinsichtlich des Arbeitsmarktes, der Arbeitsbedingungen, der Lohnniveaus, der Prestige von Berufen sowie die daran eng gekoppelten sozialstaatlichen Leistungen, deren Möglichkeiten selbst an die ökonomische Entwicklung gebunden sind. Der Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft ist davon analytisch zu trennen, auch wenn es intensive Durchdringungen mit Globalisierungseffekten gibt. In dessen Folge verändern sich Arbeitsinhalte, -motivationen und Identifikationsprofile, was sich wiederum in veränderten Wertvorstellungen, Rollenbildern und Sozialisationsmustern niederschlägt.

Beide Veränderungen führen dazu, dass die Differenzen der Entlohnungen größer werden, die Arbeitsplatzsicherheit in spezifischen Branchen und für bestimmte Bildungsniveaus abnimmt, mit der Folge, dass die sozioökonomischen Ungleichheiten seit den 1980er Jahren wieder zunehmen.

Schließlich verändern sich auch soziodemographische Faktoren, was gegenwärtig vor allem als Überalterung resp. „Unterjüngung“ diskutiert wird.¹⁴ Bedeutsam ist darüber hinaus die Tatsache, dass die Scheidungsraten weiter ansteigen und – letztlich auch deshalb – der Anteil Alleinerziehender und kleiner Haushalte zunimmt. Ein dritter Faktor ist die Zunahme der Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund.

Sozioökonomische und soziodemographische Umstrukturierungen bewirken ihrerseits soziokulturelle Veränderungen: der Geschlechterrollen aufgrund der gerade für Frauen veränderten Bildungsniveaus, der berufsfeldbezogenen Sozialisationsmuster der modernen Dienstleistungsbranchen sowie der gesellschaftlichen Trends aus den Öffnungstendenzen der 1970er Jahre, aber auch der Individualisierung, die in den 1990er Jahren (er-

¹⁴ Diese sprachliche Unterscheidung verweist auf die beiden Anlässe – die zunehmende Lebenserwartung und die zurückgehenden Geburtenraten.

neut) ihren Anfang nahmen.¹⁵ Für die soziokulturellen Ausdifferenzierungen wurde das Milieu- resp. das Lebensstil-Modell entwickelt.¹⁶

Die gesellschaftlichen Umbrüche, die in den 1980er Jahren ihren Anfang nahmen, werden zudem unterschiedlich interpretiert. Für die Analyse der komplexen Formen des Wandels erscheinen mir die Postfordismus-Thesen, insbesondere die regulationstheoretischen Ansätze am plausibelsten. Für die veränderten Formen, Wahrnehmungen und Instrumentalisierungen von Architektur bietet sich die Bandbreite an Postmoderne-Thesen an, die vor allem unter Künstlern und Architekten einen erheblichen Einfluss auf den Diskurs haben.¹⁷

Diese Diskurse werden in der Regel voneinander getrennt geführt, beschreiben jedoch aus der jeweils spezifischen Sicht Umbrüche mit zumindest zeitlicher Parallelität, ohne jedoch auf die Wechselbeziehungen zwischen ökonomischer Umstrukturierung und neuen Steuerungsmodellen im zunehmend internationalen Maßstab auf der einen

¹⁵ Gerade hinsichtlich der Deutungen der neuen gesellschaftlichen Trends wirkt sich die Orientierung an Alleinstellungsmerkmalen auch von WissenschaftlerInnen aus (Kreation von Begriffen, die mit dem eigenen Namen verbunden werden, Überbetonung der neuen Trends). Zudem werden in der Ungleichheitsforschung die „alten Modelle“ vorschnell zur Seite gelegt und neue als allein gültig und für alle Gruppen als verbindlich erklärt; ein angemessener Ansatz wäre die Annahme der Überlagerung der Ungleichheitsfaktoren, die immer noch vom Ständestaat bis zum Lebensstil-Modell reichen (gerade offizielle Vertreter statushoher Berufsgruppen wie ArchitektInnen bemühen sich nach wie vor, ihren Berufsstand in ständestaatlichen Mustern zu definieren: Rekrutierung, Initialisierung etc.).

¹⁶ Vgl. Jens S. Dangschat, Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation, in: ders./Alexander Hamedinger (Hrsg.), *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*, Hannover 2007, S. 21–50.

¹⁷ *Postfordismus*: Vgl. Joachim Hirsch/Roland Roth, *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus*, Hamburg 1986; *Regulationstheorie*: Lars Kohlmorgen, *Regulation, Klasse, Geschlecht – Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus*, Münster 2004; *Postmoderne*: Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen*, Wien 1999 oder David Harvey, *The Condition of Postmodernity*, Cambridge 1995; *Postmoderne Architektur*: Charles Jencks, *Die Sprache der postmodernen Architektur. Die Entstehung einer alternativen Tradition*, Stuttgart 1978.

Seite und lokal ausgebildeten Auf- und Umbruchtendenzen im künstlerischen und kulturellen Bereich auf der anderen Seite einzugehen. Erst die Inkorporierung der Breite postmoderner kultureller „Glocalitäten“ in flexible Formen der Kapitalverwertung macht den Übergang zur „Ökonomisierung der Kultur“ in ihren standortbildenden Wirkungen verständlich.

Die flexiblen Formen der gesellschaftlichen Steuerung treffen ebenso wie die Postmoderne-Thesen zudem auf multiple gesellschaftliche Ausdifferenzierungen. Dabei entspricht die Sichtweise auf eine neue Vielfalt von architektonischen Möglichkeiten und Ausdrucksformen („form follows fiction“, „anything goes“) am ehesten dem Lebensstil-Modell (*Raum der Lebensstile*), steht allerdings den Klassenmodellen fundamental gegenüber (*Raum der sozialen Positionen*).¹⁸

Doch nicht nur der Diskurs über die unterschiedlichen Aspekte des umfangreichen Sozialen Wandels¹⁹ hat sich in den vergangenen Jahrzehnten deutlich verändert, sondern auch die Gesellschaften und insbesondere die Relationen zwischen sozialen Gruppen selbst. Mit der Zunahme der Beschleunigung der Aspekte des Sozialen Wandels wachsen zugleich die Verunsicherungen und Ängste über die eigene soziale Lage und die künftige Entwicklung.

In diesem Zusammenhang nimmt die Möglichkeit, sich mit dem jeweiligen (Wohn-)Ort identifizieren zu können, deutlich zu (auf der regionalen Ebene, der Gemeinde, des Stadtteils und Kiezes) und wird für immobile Gruppen sogar zur Notwendigkeit. In dieser Situation wird eine Zuspitzung der Auseinandersetzung um die kulturelle Hoheit – gegenüber Fremden, die Menschen mit Zuwanderungshintergrund sein können ebenso wie Bourgeois Bohemians (BoBos) –, um neue Einrichtungen des Einzelhandels und der Gastronomie, aber auch neue Architektur

¹⁸ Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M. 1982, Kap. 5–7.

¹⁹ Dieser umfasst alle wirtschaftlichen, technologischen, politischen, institutionellen, demographischen und kulturellen Aspekte. Wäre das nicht so, müsste man alle wirtschaftlichen, technologischen etc. Trends als außerhalb der Gesellschaften verstehen – eine wohl absurde Annahme.

resp. städtebauliche Gestaltung des öffentlichen Raumes zu einem wesentlichen Element der Identifikation mit dem Ort. Vor diesem Hintergrund ist die zunehmende Tendenz des Rückzugs in „geschützte Quartiere“ nachvollziehbar (über die „gated community“, die „edge city“ zum Themenwohnen resp. den zahlreichen Projekten des Gemeinschaftswohnens).^{I¹⁰}

Architektur im „Zeitalter der Ästhetisierung“

Architektur ist als gebaute und rhetorische Symbolisierung in spezifische gesellschaftliche Diskurse eingebettet^{I¹¹} und trifft mit ihren aktuellen Ausdifferenzierungen und Distinktionsformen des Gebauten auf gesellschaftliche Ausdifferenzierungen entlang von sozialen Lagen, sozialen Milieus, Habitusformen (*Geschmack*)^{I¹²} und Lebensstilen. In diesem Zusammenhang kommt der Inszenierung über Marken, Symbole und über die Ästhetisierung besondere Bedeutung zu (in den Kategorien Bourdieus: symbolisches Kapital).^{I¹³}

Gerade die „ModernisierungsgewinnerInnen“ und VertreterInnen der neuen, kreativen

Dienstleistungsberufe^{I¹⁴} nutzen die distinktive Kraft des symbolischen Kapitals. Das setzt allerdings voraus, dass die Codes der Symbole erkannt, in ähnlicher Weise hierarchisiert und schließlich so angewandt werden, dass die eigene soziale Lage in der Gesellschaft günstig positioniert, das heißt „nach oben“ resp. in eine als attraktiv anerkannte Nische verschoben werden kann.

Diese postmaterielle und -moderne Positionierung ist die Voraussetzung dafür, dass die Ökonomie der Aufmerksamkeit ihre Bedeutung gewinnt und sich vom Ort des Gebäudes lösen kann:

„Den eigentlichen Durchbruch der Medienästhetik signalisiert in der Architektur der Umstand, daß es wichtiger geworden ist, wo die Publikation des Hauses erscheint, als wo es steht.“^{I¹⁵}

Die dort ausgetauschten, vor allem ästhetischen Codes dienen der Positionsbestimmung in einer Gesellschaftsinterpretation (Bedeutung), die im Diskurs als bedeutsam durchgesetzt wurde. Vor diesem Hintergrund sind postmoderne Architekturformen, resp. der Diskurs über „gute Architektur“ eine (wichtige) „Währung“ des Tauschs von Positionierungen und – unter „Gleichen“ – der Distinktion (Suche nach Individualität).

Architektur und Städtebau als Standortfaktor

Spätestens seit dem Bau des Guggenheim Museums in Bilbao (Frank O. Gehry, 1997)^{I¹⁶} gehen WissenschaftlerInnen und insbesondere VertreterInnen von Gebietskörperschaften davon aus, dass sich eine spektakuläre Architektur als attraktiv für TouristInnen und letztlich auch für Auslands-Direktinvestitionen erweist (die wichtigsten Indikatoren für Attraktivitätsüberschüsse). Mittels Kulturbauten, zunehmend auch durch Bürohochhäuser oder im Geschosswohnungsbau „verwirklichen“ sich nicht nur Star-ArchitektInnen, sondern auch DeveloperInnen, InvestorInnen, BauträgerInnen und letztlich auch die Städte selbst:

^{I¹⁴} Vgl. Richard Florida, *The Rise of the Creative Classes. And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*, New York 2002.

^{I¹⁵} Georg Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München 1998, S. 177.

^{I¹⁶} In Wahrheit haben sich diese Tendenzen bereits mit den ersten postmodernen Kultur- und anderen öffentlichen Gebäuden gezeigt – das städtische Museum Abteiberg in Mönchengladbach (Hans Hollein 1982), Staatsgalerie Stuttgart (James Stirling 1984).

^{I¹⁰} Mit dieser Aufzählung soll nicht das unterschiedliche Ausmaß der Rigidität des sozialen Rückzugs übersehen, vielmehr auf die Gemeinsamkeit hingewiesen werden, dass solche Wohnformen die urbane Toleranz im öffentlichen Raum nicht gerade fördert, was wiederum dazu führt, dass dieser für eine breite Bürgerlichkeit sozial homogenisiert wird. Vgl. Jens S. Dangschat, *Segregation und Sicherheitsaspekte in Städten*, in: *Der Städtetag*, (2007) 2, S. 12–16.

^{I¹¹} Betrachtet man die soziale Lage von Architekturschaffenden, so spiegelt sich hier ein im Architekturdiskurs vernachlässigter Mikrokosmos gesellschaftlicher Ausdifferenzierung wider. Die ‚Architekturstars‘ (big ten), deren Zahl bisweilen auch auf 20 oder 30 Personen ausgeweitet wird, sind (Mit-)Eigentümer großer Unternehmen von Personen, die meist als ausgebildete ArchitektInnen und oft prekären Arbeitssituationen temporär beschäftigt sind. Dahinter folgen die „Auffüller“, „Aufsteiger“, „Kurz-Bekannt“, ‚gesetzten jungen Wilden‘, die sich regional und lokal behaupten können, begleitet und unterfüttert von den ‚creative workern‘, SelbstaubeuterInnen in Kreativ-Fabriken, start-up-Lofts oder im ‚nowhere land‘.

^{I¹²} Vgl. Pierre Bourdieu/Jean Claude Passeron, *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*, Frankfurt/M. 1973.

^{I¹³} Vgl. Pierre Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt/M. 1974.

„Die Ästhetik, die der organisierte Kampf um die Aufmerksamkeit eines tendenziell weltweiten Publikums hervorbringt, ist weniger ein Kunst- als ein Überlebensstil.“¹⁷

Durch die Verschiebungen des Kräfteverhältnisses zwischen InvestorInnen und Stadtverwaltungen gerät die Architektur der Profanbauten in ein weiteres Spannungsverhältnis. ArchitektInnen verkleiden durch Fassadengestaltung häufig nur noch die Innenorganisation der Gebäude, deren Struktur vor allem betriebswirtschaftlich bestimmt wird.¹⁸ Sie selbst – Ihr Namen – verschwinden zunehmend hinter der Darstellung der Gebäude, während sich die Städte, die DeveloperInnen und InvestorInnen zunehmend preisen.¹⁹

Das Guggenheim-Museum ist die „Spitze des Eisbergs“ eines Trends, möglichst viele Gebäude unterschiedlicher „Star“-ArchitektInnen²⁰ innerhalb der eigenen Mauern zu errichten. Vor dem Hintergrund eines zunehmenden Wettbewerbs von Städten und Stadtregionen um Wirtschaftswachstum, Auslands-Direktinvestitionen, Positionen in „rankings“, TouristInnen und um die Identifikation der BürgerInnen mit ihrem Wohnort werden Architektur und Städtebau (des öffentlichen Raumes) zunehmend lediglich als Standortfaktor genutzt – eine neue Variation der Nutzung von Architektur zu Zwecken der Sicherung von Herrschaft und Macht.²¹

Paradox erscheint in diesem Wettbewerb, dass die Suche nach dem Alleinstellungsmerkmal (usp – unique selling preposition) zu immer gleichen Strategien (Star-Architektur, Städtebau nach den jeweiligen Modeströmungen) und Personen führt, das heißt, dass lediglich „Erfolgsmodelle“ kopiert werden.

¹⁷ G. Franck, (Anm. 15), S. 174.

¹⁸ Vgl. Christian Kühn, Strategie des Anpickens, in: ders. (Hrsg.), Ringstraße ist überall. Texte über Architektur und Stadt 1992 – 2007, Wien 2008, S. 135–138.

¹⁹ Ein besonders markantes Beispiel stellt die 80-seitige Beilage der Tageszeitung Österreich vom 29. 3. 2009 dar: Dort wird – u. a. auf 45 Seiten bezahlter Werbung durch Unternehmen der Baubranche und von Gebietskörperschaften – dargestellt, wie die Baubranche mit ca. 50 Milliarden Euro in 2009 an Fördergeldern und privaten Investitionen zur „Konjunkturlokomotive“ werden solle, „die Österreich aus der Krise zieht“. „Dabei entwickeln mutige Bauherren eindrucksvolle Projekte, die schon jetzt zu den neuen Architektur-Juwelen Europas zählen.“ (S. 4) Genannt werden in der Bilderflut moderner Architektur von etwa 50 Projekten jedoch lediglich zwei Namen aus der Liste der „top ten“: Jean Nouvel und Zaha Hadid.

²⁰ Die einzige Frau in dieser „Phalanx der Männer“ ist Zaha Hadid, Büro in London, Lehrstuhl in Wien.

²¹ Vgl. Pierre Bourdieu, Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, in: Martin Wentz (Hrsg.), Stadt-Räume, Frankfurt/M.–New York 1991, S. 25–34.

Die Bedeutung von Architektur und Städtebau für die Verstärkung von Inklusions- und Exklusionstendenzen

Architektur – das ist nicht neu – kann als Identifikationsgegenstand genutzt werden. Ebenso wenig neu ist, dass Architektur auch verwendet wird, um Herrschaft und Macht über das Territorium zu bestätigen oder zu erringen, wobei dies nicht nur auf die Gebäude mit ihrer Funktion zutrifft, sondern auch auf die damit verbundenen Symbole (die 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr „senden“) resp. die damit verbundenen Diskurse um Urbanität, Moderne, Wettbewerbsfähigkeit, Kreativität etc.²²

Wenn Architektur und der Städtebau mit ihren Produkten auf spezifische soziale Gruppen zielen, gibt diese Architektur nur diesen Gruppen die Gelegenheit, sich mit deren Ergebnissen über die Ästhetik resp. diskursive Logik zu identifizieren, das heißt, diese Orte zu Ihren Bühnen zu machen.²³

Augenfällig wird die in der „zweiten Gründerzeit“ an den Orten der frühen Industrialisierung, die nach langer Brache einer neuen Nutzung zugeführt werden. In den alten Hafen- und Industrieanlagen, auf den Bahn- und Postflächen wurden die gegenwärtig größten Baustellen eingerichtet, und diese Flächen wurden mit erstaunlich homogener Ästhetik entwickelt. Statt sich – wie in der Vergangenheit – um soziale Mischung bei funktionaler Trennung zu bemühen, sind diese neu entwickelten Gebiete bei funktionaler Heterogenität sozial eher homogen (nach sozialer Lage und dem sozialen Milieu).

Nicht nur Kaufpreis und Mieten sowie das Preisniveau der Waren machen diese Orte nur für einen Teil der StadtbewohnerInnen zugänglich, sondern auch die architektoni-

²² Vgl. den Kampf um die Hegemonie als Vorherrschaft über die Köpfe der Massen bei Antonio Gramsci, Philosophie der Praxis, in: Gefängnishefte 10 und 11, Hamburg 1995.

²³ Um diese Aspekte von In- und Exklusion kann es an dieser Stelle nur gehen – die weit bedeutsameren Formen von gesellschaftlichen Integrationsmöglichkeiten liegen in den Bereichen Bildung und Erwerbsarbeit, staatsbürgerliche Rechte und gesellschaftliche Diskriminierung.

schen Formen und gewählten Materialien. Der „teure“ Eindruck führt dazu, dass diese Orte von vielen sozialen Gruppen gemieden werden:

„In vielen Fällen ist die Semiotik des sogenannten zu verteidigenden Raumes ungefähr so subtil wie ein großspuriger weißer Polizist. Die schicken, pseudoöffentlichen Räume von heute – Luxus-Einkaufspassagen, Bürozentren usw. – sind voll unsichtbarer Zeichen, die den Anderen aus der Unterschicht zum Gehen auffordern. Architekturkritikern entgeht zwar meist, wie die gebaute Umwelt zur Segregation beiträgt, aber die Parias – arme Latinofamilien, junge schwarze Männer oder obdachlose alte weiße Frauen – verstehen ihre Bedeutung sofort.“²⁴

Eine besondere Bedeutung kommt dem Umbau der Bahnhöfe zu, der in fast jeder deutschen Großstadt durchgeführt wird.²⁵ Da öffentlicher Personentransport zunehmend mit einem gestylten Einkaufserlebnis verbunden wird, die Pflege und der Unterhalt der „öffentlichen Räume“ privatisiert wurden, sind spezifische SSS-Konzepte (Sicherheit, Sauberkeit, Service) entwickelt worden. Sie haben das Ziel, die teilweise sehr umfangreichen Szenen (Obdachlosigkeit, Drogenkonsum und -handel, Beschaffungskriminalität und Prostitution) aufzulösen und vom Ort zu verweisen.

Vor etwa 20 Jahren setzte ein Sicherheitsdiskurs in deutschen Großstädten ein, verursacht durch den Konsum und Handel illegaler Drogen sowie der damit einhergehenden Beschaffungskriminalität und Prostitution. In dieser Situation suchten Kommunen die „Lösung“ ihrer Probleme durch den Import von Strategien, die in New York „erfolgreich“ eingesetzt wurden. Auf den *broken windows*-Thesen²⁶ aufbauend, wurde argumentiert, dass eine bauliche Verwahrlosung (*urban*

decay) Hand in Hand mit sozialem Niedergang gehe und es daher angebracht sei, frühzeitig und konsequent präventive Maßnahmen auch gegen unerwünschte soziale Gruppen zu ergreifen.

Ohne länger über Ursachen und Folgen nachzudenken, geht es in der Strategie darum, die Kontrolle über den Raum zurückzugewinnen. Da die sozialen Gruppen mit eigenständiger sozialer Kontrolle überfordert schienen, trat an ihre Stelle eine institutionelle Kontrolle – meist in Zusammenarbeit von Polizei und privaten Sicherheitsdiensten unter Einsatz technischer Hilfsmittel wie Kameras und Abhöranlagen.²⁷ Ein wichtiger Bestandteil dieser Strategie ist *Crime Prevention Through Environmental Design* auf der Basis architektonischer, städtebaulicher und landschaftsplanerischer Maßnahmen, durch:

- Optimierung der Sichtbarkeit an Parkplätzen, Garagen, Unterführungen, Hauseingängen (*natural surveillance*);
- klare rechtliche und organisatorische Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum (*territorial reinforcement*);
- eindeutige Wegführung sowie Kontrolle von Eingangssituationen (*natural access control*) und
- Maßnahmen zum Schutz vor Einbrüchen (*target hardening*).

Mit städtebaulichen und architektonischen Maßnahmen soll also die Ordnung im öffentlichen Raum im Sinne einzelner Gruppen hergestellt werden. Mit diesem „designing out“ sozialer Problematik, die sich an bestimmten Orten „mit guten Gründen“ zeigt, wird zwar der Ort sozial gereinigt, nicht aber das soziale Problem gelöst – es wird allenfalls verlagert.²⁸

²⁴ Mike Davis, *Cities of Quartz*, Berlin 1994, S. 262.

²⁵ In Wien wurden und werden in kurzem Abstand fünf Fernbahnhöfe umgebaut und die Freiflächen um zwei wichtige Umsteigebahnhöfe der U-Bahn neu gestaltet.

²⁶ Diese gehen auf James Q. Wilson/George L. Kelling, *Broken Windows: The Police and Neighbourhood Safety* (1982) zurück, in: www.manhattan-institute.org/pdf/_atlantic_monthly-broken_windows.pdf (27. 3. 2009).

²⁷ Vgl. Jan Wehrheim, *Von der Urban Underclass zu Zero Tolerance. Über Armut und Polizei in US-amerikanischen Städten*, in: *Forum Wissenschaft*, (1999) 2, S. 6–11.

²⁸ Die Wiener Kommunalpolitik meint, die räumliche Konzentration von Menschen mit unterschiedlichen Formen von Suchtkrankheiten, Sichtbarkeit von Armut, Obdachlosigkeit und Verwahrlosung sowie Drogenhandel am Karlsplatz dadurch lösen zu können, dass ein ArchitektInnen-Wettbewerb ausgeschrieben

Subtiler, aber im Ergebnis ähnlich, wirken die „business improvement districts“ (BID). Hier finanzieren GrundstückseigentümerInnen sowie Einzelhandels- und Gastronomiebetriebe (bisweilen auch die Kommunen resp. das Bundesland) Maßnahmen zur Verschönerung und Aufwertung des öffentlichen Straßenraumes. Mit architektonischen und gestalterischen Mitteln wird ein Image geprägt, über SSS-Strategien werden „Ordnung und Sauberkeit“ gesichert und schließlich über ein gemeinsames Marketing wird die Adresse „gebrandet“.

Diese Strategien bilden eine neue „Politik der Lebensstile“,²⁹ das heißt, Architektur und Design werden als Image genutzt, um ökonomische Ziele durchzusetzen. Dies führt in letzter Konsequenz vor dem Hintergrund einer ausdifferenzierten Gesellschaft zu einer sozialen Homogenisierung urbaner Räume, um zielgruppenspezifische Formen des Einkaufserlebnisses ebenso abzusichern, wie der Verunsicherung gegenüber der wachsenden Zahl der „Anderen“ vorzubeugen. Das Ergebnis ist eine Fülle von Parallelgesellschaften, deren Mitglieder einander teilweise benötigen, um sich zu inszenieren, einander teilweise aber auch in Konfrontation gegenüberstehen. Ein über Design und Architektur geprägter städtischer Raum verliert damit an Möglichkeiten einer breiten Identifizierung und damit an Integrationspotenzial einer urbanen Gesellschaft.

und das Einzelhandelsangebot in der zur U-Bahn führenden Passage korrigiert wird. Vgl. Jens S. Dangschat, Symbolische Macht und Habitus des Ortes. Die Architektur der Gesellschaft aus Sicht der Theorie(n) sozialer Ungleichheit von Pierre Bourdieu, in: Joachim Fischer/Heike Delitz (Hrsg.), Die ‚Architektur der Gesellschaft‘. Theorien für die Architektursoziologie, Bielefeld, 2009, 2. 311–341.

²⁹ Damit ist eine bewusste Inszenierung von Orten mittels der Lebensstile gemeint, die dazu dient, die eigenen Werte und Herrschaftsansprüche durchzusetzen. Vgl. Jens S. Dangschat, Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? – Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen, in: Otto G. Schwenk (Hrsg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen 1996, S. 99–135.

Harald Bodenschatz

Die europäische Großstadt: Version 3.0

Alle sprechen von der Renaissance der Stadt, mal euphorisch, mal skeptisch, und meinen damit die (mittel-)europäische Großstadt, vor allem deren Zentrum. Die „Renaissance der Stadt“ zeigt sich zuallererst an der Rückkehr besser verdienender Bürgerinnen und Bürger, manchmal Urbaniten genannt, in die Innenstädte – als Touristen, Bewohner, Werktätige und Kunden, aber auch an der Verbreitung fußgängerfreundlicher, attraktiv gestalteter öffentlicher Räume, die zu Erlebnisräumen und Bühnen der Selbstdarstellung dieser Urbaniten werden. Neue oder erneuerte Museen, große Ausstellungen, Musikevents, aber auch unzählige Ereignisse der Pop Culture ziehen erwartungsfrohe Menschen in die Innenstädte.

Harald Bodenschatz

Dr. rer. pol., geb. 1946; Stadtplaner und Sozialwissenschaftler; Professor an der TU Berlin, Fakultät Planen Bauen Umwelt, FR 2–5, Franklinstr. 28/29, 10587 Berlin.
harald.bodenschatz@tu-berlin.de
www2.tu-berlin.de/~soziologie/Crew/bodenschatz/

Doch was soll das heißen: Renaissance, Wieder-Geburt? Wo kommt die Großstadt her, wo geht sie hin? Die Entwicklung eines städtebaulichen Programms für die Großstadt von morgen setzt die Kenntnis der Großstadt von gestern voraus – nicht nur, weil der weitaus größte Teil der Großstadt von morgen heute schon gebaut ist, sondern auch, weil das Wissen um vergangene Visionen und Praktiken den Blick auf die Chancen und Gefahren der Entwicklung von morgen schärft. Die Thesen dieses Beitrags sind: Die europäische Großstadt ist ein sehr junges Phänomen, sie lässt sich in drei große räumliche Bereiche unterteilen: das Zentrum, die kompakten Stadterweiterungen und den suburbanen Raum. Die Gestaltung dieser drei Bereiche kann in drei große Phasen gefasst werden: die Zeit

vor der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre und die Zeit seit den 1970er Jahren. In diesem Sinne erleben und gestalten wir heute die dritte Version einer Großstadt. Jede dieser großen Phasen hatte ihre Kultstädte: Großstädte, die als Vorbild galten und bewundert wurden.

Großstadt Version 1.0: Geburt der Stadtregion

Erst im 19. Jahrhundert wurden die ruhigen vorindustriellen „Altstädte“ vor dem Hintergrund stürmischer Urbanisierung in hektische Verkehrs- und Geschäftszentren transformiert. Um diese Zentren wuchsen äußerst dicht bebaute Stadterweiterungsringe, und jenseits dieser Ringe entstand ein suburbaner Raum, der keiner Ringlogik, sondern natürlichen Gegebenheiten folgte. Die Transformation der historischen Stadt in ein Großstadtzentrum führte zu einer Verdrängung des Wohnens in neue Stadterweiterungsgebiete und den suburbanen Raum. Diese neue Großstadtwohnlandschaft war sozial stark segregiert: In den verbleibenden Wohninseln der Zentren, die zu Elendsvierteln bzw. Slums mutierten, konzentrierten sich mittellose Immigranten und subproletarische Schichten, die Masse der Industriearbeiter wurde in äußerst dicht bebauten Arbeitervierteln behaust, seltener in suburbanen Werksiedlungen. Von herausragender Bedeutung war die Konkurrenz zweier bürgerlicher Wohnformen: neue, kompakte und urbane herrschaftliche Stadtviertel einerseits und suburbane Villenkolonien bzw. Gartenvorstädte andererseits.

Wie das Zentrum waren der kompakte Stadterweiterungsring und die suburbanen Vororte ein gänzlich neues Phänomen. Wichtigster Träger des Baus der neuen Großstadt war das private Kapital. Die öffentliche Hand beschränkte sich zumeist darauf, der privaten Initiative den Rahmen zu setzen – durch Stadtpläne und Bauordnungen. Die entscheidende infrastrukturelle Grundlage der ständig wachsenden Großstadtregion waren der schienengebundene Massenverkehr, die Eisenbahn, Stadtbahn, U-Bahn und die Straßenbahn, sowie die Versorgung mit billiger Energie.

Geburt des Großstadtzentrums: Die Transformation der Altstadt in ein Großstadtzentrum fand in der Regel in den Fesseln des überkommenen, vorindustriellen Straßensystems statt. Ein durchgreifender Zentrumsumbau mit einem ganzen Netz von Straßendurchbrüchen wie etwa in Paris unter Baron Haussmann war die Ausnahme. Die Bahnhöfe, insbesondere die Fernbahnhöfe, fungierten nun als neue Eintrittstore in die Großstadt; zusammen mit dem Bahnhofsvorplatz und der Bahnhofstraße begründeten sie neue städtebauliche Figuren. Die Bahnhofstraße wurde zur Bühne großer Waren- und Kaufhäuser, Hotels und Bankgebäude. Kleine Parzellen und Gebäude sowie vorindustrielle Nutzungen wie Handwerk und Wohnen wurden ohne Rücksicht verdrängt. Das vor dem Ersten Weltkrieg konsolidierte Zentrum prägt bis heute die populäre Vorstellung von einem „richtigen Großstadtzentrum“. Neben London und Paris war Berlin ein eindrucksvolles Beispiel eines solchen Zentrums.

Geburt der kompakten Stadterweiterung: Um die Großstadtzentren entwickelten sich in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg neue, kompakte, urbane Stadtquartiere, deren Dichte die des Zentrums oft übertraf. Wichtigster Bautypus war das mehrgeschossige Miethaus. In einem Miethausblock fanden sich neben Wohnungen auch Läden und – in den Arbeitervierteln – Gewerbebetriebe. Diese neuen Quartiere wurden zunächst sehr schematisch angelegt, mit breiten Korridorstraßen und großen Stadtplätzen, ohne besondere künstlerische Komposition. Grundlage waren oft staatliche Planungen von Ingenieuren wie James Hobrecht in Berlin und Ildefonso Cerdà in Barcelona. Aufwändigere Planungen erregten großes Aufsehen und dienten als Vorbild: etwa die herrschaftlichen Stadterweiterungen in der Ära Haussmann in Paris oder die Anlage des Wiener Ringes. Zeitgleich wurden Arbeiterviertel mit geringen städtebaulichen Standards errichtet: Dort gab es weniger Stadtplätze, keine Straßenbäume, keine Vorgärten, dafür aber enge und engste Hinterhöfe ohne jedes Grün. Die vorherrschende Mischnutzung der Arbeiterviertel war unattraktiv: Industrie- und Gewerbeanlagen verschmutzten die Luft und verursachten Lärm. Während die stadtweiten Pläne um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch durch die öffentliche Hand dirigiert wurden, setzte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts mehr und mehr ein privater, quartiersbezogener Städtebau durch. Berlin war in dieser Hinsicht ein Modell in Europa. Private Terraingesellschaften entwickelten ganze Stadtteile aus einem Guss, mit prächtigen, begrünten Stadtstraßen und -plätzen und großzügigeren Freiflächen im Blockinneren. Der Bau dieser kompakten Quartiere, die nur mehr bürgerlichen Schichten Wohnraum boten, vollzog sich im Rahmen einer harten Konkur-

renz zwischen Terraingesellschaften, Gemeinden, Verkehrsgesellschaften und Großbanken.

Geburt der suburbanen Stadtlandschaft: Weit draußen vor der rasch wachsenden Großstadt schuf sich das Großbürgertum sein Refugium: die Villenkolonie ohne Lärm und Gestank, sittenloses Treiben und Hektik, Gewerbebetriebe und Häusermeer, ohne Arbeiter und Arbeitslose, aber mit Dienstpersonal. Zwar gab es auch schon in früheren Jahrhunderten suburbane Villen, aber die planmäßig angelegte Villenkolonie mit ihren geometrisch geordneten, grünen Straßen und Plätzen war etwas völlig Neues – ein eindrucksvoller Gegensatz sowohl zur kompakten Stadt wie zum geschlossenen Dorf. Die zum Teil riesigen Villen erhoben sich freistehend in repräsentativen Gärten. Die Anbindung an das Zentrum, an den Arbeitsort, sicherte die Eisenbahn. An den Bahnhöfen entstanden kleine Vorstadtzentren. Diese neue Form der Suburbanisierung begann oft schon vor dem Bau von kompakten Stadterweiterungen, zuallererst in London, der Mutterstadt und dem Vorbild der Suburbanisierung, wurde aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wirklich populär. In dieser Zeit entstand in Grunewald bei Berlin die herrschaftlichste Villenkolonie des Deutschen Reiches.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde das gestalterische und soziale Konzept der Villenkolonie erneuert: In der „Gartenvorstadt“ mit ihren oft geschwungenen Straßen gab es bereits kleinere Häuser, Doppelhäuser und Reihenhäuser. Damit wurde das Leben am Stadtrand auch für Teile der Mittelschichten bezahlbar.

Großstadt Version 2.0: Radikale Modernisierung der Stadtregion

Der Erste Weltkrieg markiert eine harte Zäsur in der Entwicklung der Großstädte, die härteste der modernen Städtebaugeschichte. Die wirtschaftlichen Ressourcen Europas waren in einem schrecklichen Krieg verpulvert worden. Der private Städtebau kam zum Erliegen, und mit ihm verkümmerten seine Träger, die Terraingesellschaften. Der Bau neuer herrschaftlicher urbaner Wohnviertel wurde eingestellt. Die schon vor dem Ersten Weltkrieg um sich greifende Großstadtfeindschaft setzte sich auf breiter Front durch. In diesem Klima entstand der sozialstaatliche Städtebau, und mit ihm der soziale Massenwohnungsbau. Politisches und planerisches Ziel war die Dezentralisierung der Großstadt, das heißt die Suburbanisierung von Angestellten und Arbeitern. Die kompakte, urbane Großstadt wurde heftigst kritisiert – ganz gleich, ob es sich um Arbeiter- oder bürgerliche Viertel handelte. Die überkommene Stadt – ihr Straßensystem, ihre Sil-

houette und vor allem ihre Bauten – galt als nicht mehr zeitgemäß und damit als nicht erhaltenswert.

Der Kult einer radikal modernisierten Großstadt überlebte – mit Varianten – die politischen Brüche der 1930er und 1940er Jahre. Der Bau von Siedlungen am Stadtrand – der attraktiven Siedlungen der 1920er Jahre, der immer noch beliebten Siedlungen der 1930er und 1950er Jahre sowie der wenig akzeptierten Großsiedlungen der 1960er Jahre – sind Zeugnisse dieser variantenreichen Kontinuität. Die Orientierung auf die autogerechte Stadt, auf Hochhäuser, auf bauliche Solitäre, auf eine Stadt, die ihre Geschichte entsorgen will, wurde allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg in großem Umfang wirksam. Die Großstädte wuchsen und wuchsen – gefördert durch öffentliche Subventionen aller Art – in das Umland hinein. Das war eine Entwicklung, die bald als Zersiedelung wahrgenommen wurde. In den Innenstädten wurde mit gewaltigen öffentlichen Mitteln der flächendeckende Abriss von urbanen, durchmischten und kompakten Stadtvierteln aus dem späten 19. Jahrhunderts eingeleitet, der unter der Losung der Auflockerung und Entmischung der Funktionen legitimiert wurde.

Grundlage der rabiatischen „Modernisierung“ der Stadt war – neben der weiteren Versorgung mit billiger Energie – der schrittweise Übergang vom schienengebundenen zum automobilen Massenverkehr, in sozialer Hinsicht der Aufstieg der Angestellten, welche die Großstädte mehr und mehr sozial prägten.

Modernisierung des Zentrums: Der radikale Umbau der gerade erst geschaffenen Großstadtzentren wurde nach dem Ersten Weltkrieg mit vielen Plänen und Visionen eingeläutet, aufgrund der begrenzten Ressourcen in der Zwischenkriegszeit aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg wirksam. Das erwünschte neue Zentrum der Nachkriegszeit war auf das Automobil orientiert, durch bauliche Solitäre geprägt und zielte auf den Abbruch historischer Gebäude, auf die Auflösung des historischen Stadtgrundrisses, auf eine flächenhafte Nutzungstrennung sowie auf die Revolutionierung der traditionellen Stadtsilhouette. Überkommene Bauten und Räume wurden vernachlässigt, im Vordergrund stand der Neubau. Durch kriegsbe-

dingte flächenhafte Zerstörungen des baulichen Bestandes insbesondere in den zentralen Stadtbereichen „begünstigt“, waren West- und Ost-Berlin auf europäischer Ebene Musterbeispiele einer radikalen städtebaulichen Modernisierung. Dabei spielte die öffentliche Hand eine aktive Rolle. Das neue Zentrum war in der Regel Arbeitsort für Angestellte und Einkaufsort für ein Massenpublikum. Seine Realisierung erreichte in den 1960er Jahren den Höhepunkt.

Kampf gegen die kompakte Stadterweiterung: Die hoch verdichteten, urbanen Wohnquartiere wurden nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr weiter gebaut. In den Arbeitervierteln unterblieben nicht nur Modernisierungen, sondern auch Instandhaltungsmaßnahmen. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, oft als „Chance“ für einen baulichen Neubeginn betrachtet, schienen die Voraussetzungen für den Abschied von den ungeliebten kompakten Stadtquartieren des späten 19. Jahrhunderts zu bieten. Es dauerte aber noch einige Jahre, bis der Abriss auf breiter Front ins Rollen kam. Glasgow und Berlin waren Zentren umfangreicher Kahlschlagsanierungen. Das bedeutete: Aufkauf von privaten Grundstücken durch gemeinnützige Wohnungsunternehmen, Entmietung der Gebäude und Abriss, Neubau auf verändertem Stadtgrundriss mit deutlich reduzierter Wohnungszahl – alles staatlich subventioniert.

Förderung der Dezentralisierung: Unter der Losung „Licht, Luft, Sonne“ wurde nach dem Ersten Weltkrieg eine verallgemeinerte Suburbanisierung des Wohnens propagiert und partiell auch praktiziert. Neue Siedlungen entstanden – nicht mehr durch das private Kapital, sondern durch gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften, die durch staatliche Subventionen unterstützt wurden. Der Baublock wurde aufgegeben, und am Ende der Entwicklung stand der Zeilenbau. Die Nutzungsmischung war gering. Wenig differenzierte Parzellen- und Baustrukturen führten zu verstärkter großräumiger sozialer Segregation. Bewohner der neuen Siedlungen der 1920er und 1930er Jahre waren vor allem Angehörige der unteren bis mittleren Mittelschicht, welche die neue Massenangestellten-gesellschaft widerspiegelten. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die durchgrüneten, locker durch Zeilenbauten und Punkthochhäuser zusammengesetzten Siedlungen der 1950er

Jahre noch Orte des sozialen Aufstiegs, während die riesigen Großsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre schnell stigmatisiert wurden. Parallel zu den Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus kam es im westlichen Europa zur Ausbreitung – ebenfalls massiv staatlich geförderter – neuer Einfamilienhausgebiete, welche die Zersiedelung des Umlands förderten. Demgegenüber wurden in den sozialistischen Ländern kaum Einfamilienhausgebiete gebaut; die gewaltigen Satellitensiedlungen am Stadtrand galten dort – angesichts des Verfalls der Innenstädte – weiterhin als Orte des sozialen Aufstiegs.

Großstadt Version 3.0: Rezentralisierung der Stadtregion

Die 1970er Jahre waren eine Zeit des Übergangs – des Abschieds von der Ära der Großsiedlungen, der Kahlschlagsanierung, des rabiaten Zentrumsumbaus und des autogerechten Städtebaus. Dieser Abschied war das Ergebnis heftiger gesellschaftlicher Konflikte. Flankiert wurde der städtebauliche Paradigmenwechsel von einer Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich in der „Ölkrise“ und dem Beginn einer Zeit dauernder Arbeitslosigkeit manifestierten und den Abschied von der Industriegesellschaft signalisierten. Ein wichtiges Ereignis dieser Umbruchszeit war das Europäische Jahr des Denkmalschutzes 1975. Im Rahmen dieser Kampagne wurde die historische Stadt rehabilitiert – nicht nur die vorindustrielle Stadt, sondern auch die kompakten Stadterweiterungsgebiete vor dem Ersten Weltkrieg. Der Beitrag West-Berlins bestand in der Rehabilitation der „Mietskasernenstadt“.

In den 1980er Jahren zeigten sich die Folgen des Abschieds von der Industriegesellschaft immer deutlicher. In den kompakten Stadterweiterungsgebieten, aber auch in zentraler Lage und im suburbanen Raum wurden große Flächen für Industrie und Gewerbe, Militär, Bahn, Häfen und Flughäfen aufgegeben. Das eröffnete neue Chancen der Stadtentwicklung, die durch das private Kapital genutzt wurden. Insbesondere zentral gelegene Brachflächen erhielten schnell neue Funktionen, was die „Renaissance“ der Innenstädte förderte. In diesen Jahren wurde der Stadtbau in Barcelona zum viel bewunderten Vorbild in Europa. Nach der Jahrhun-

dertwende zeichnete sich ab, dass ein weiterer Pfeiler der vergangenen Stadtentwicklung – die Verfügung über billige Energie – keine Zukunft mehr hat. Der nicht mehr zu leugnende Klimawandel verweist schließlich auf die Notwendigkeit einer umfassenden Restrukturierung der Stadtregionen.

Postindustrielle Renaissance des Zentrums: Vor noch gar nicht so langer Zeit herrschte noch die Überzeugung, in der Informationsgesellschaft hätten die Zentren der europäischen Großstädte ausgedient. Heute wissen wir, dass dies eine Fehleinschätzung war. Private Investitionen drängen in die Zentren, teure Wohnungen in attraktiver zentraler Lage sind ein Renner, die Stadtpolitik erarbeitet eine Strategie der Rezentralisierung; auch Streit um Architektur und Städtebau bündelt sich in den Zentren. In den viel diskutierten Beispielen der Renaissance der Stadt in Europa, etwa in Barcelona, Manchester, Turin, London und Berlin, zeigt sich, dass vor allem die Zentren der Stadt umgebaut werden. Stadtregionen verbildlichen sich durch ihre Zentren, und diese Bilder gehören zu den Lockmitteln des internationalen Stadttourismus und dienen als werbende Botschafter im Rahmen der Städtekonkurrenz. Jede Großstadt muss sich heute in ihrem Zentrum als Spiegel konzentrierter Geschichte und Tradition, das heißt ihrer Einzigartigkeit inszenieren, aber auch als Motor der Innovation, als Ausdruck ihrer Zukunftsfähigkeit. Die Demonstration von Tradition geht bis zur Rekonstruktion verschwundener Bauten. Das neue Zentrum muss sichtbar und genießbar gestaltet werden. Diesem Leitthema dienen die wichtigsten Themenfelder des Städtebaus: Stärkung des öffentlichen Nahverkehrs und Fußgängerfreundlichkeit, Rehabilitation von Korridorstraßen und traditionellen Platzformen, von Dichte und Funktionsmischung, Aufwertung von Wasserlagen. Medien der beschleunigten Veränderung der Großstadtzentren sind große Ereignisse wie Olympische Spiele, Weltausstellungen, Kulturhauptstadt usw.

Lob der kompakten Stadterweiterung: Die heftigen gesellschaftlichen Proteste der 1970er Jahre, zunächst der Bürgerinitiativen, dann auch der Hausbesetzer, betrafen vor allem den Umgang mit den kompakten Stadterweiterungsgebieten: Abriss oder Modernisierung? In den 1980er Jahren war die Rehabilitation der kompakten Innenstadt vollzogen. Blockbebauung, Korridorstraßen, Stadtplätze, aber auch Hinterhöfe und Stuck wurden nunmehr positiv gesehen. Eine zentrale Rolle dieser Umwertung spielte West-Berlin mit seiner Politik der „behutsamen Stadterneuerung“. Hintergründe dieser Wende waren die veränderten Lebensverhältnisse einer postindustriellen Gesellschaft: Wohnungen sind heute nicht mehr überbelegt. Durch Modernisierungsmaßnahmen wurde die Ausstattung

der Altbauten den Neubauten angeglichen. Störendes Gewerbe ist heute kaum mehr vorhanden. Keller- und andere Schlichtwohnungen sind verschwunden. Vor allem aber hat sich gezeigt, dass die Wohnungsgrundrisse der Altbauten viel flexibler sind als die Grundrisse der Sozialwohnungsbauten. Vor diesem Hintergrund sind die alten, urbanen „Mietkasernenviertel“ mit ihren fußgängerfreundlichen städtischen Straßen und Plätzen heute eine attraktive Adresse gerade der postindustriellen Mittelschichten.

Aufgabe des Siedlungsbaus: Im Schatten der Debatten und Projekte in der Innenstadt wurde auch im suburbanen Raum eine Wende vollzogen. Der Bau von Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus ist weitgehend eingestellt und überkommene Siedlungen sind „nachgebessert“, das heißt vor allem gestalterisch im öffentlichen Raum und an den Fassaden erneuert worden. Zugleich entstanden erstmals wieder vereinzelt neue Gartenvorstädte. Allerdings konnte die Zersiedelung noch nicht gebremst werden.

Die Großstadt der Zukunft

Der größte Teil der Großstadt der Zukunft existiert bereits. Daher ist es entscheidend, wie wir mit der überkommenen Großstadt umgehen werden: im Zentrum, in den Stadterweiterungsgebieten, im suburbanen Raum – und dies angesichts der neuen Herausforderungen einer alternden, postindustriellen europäischen Gesellschaft, die sich im Wettbewerb mit Gesellschaften anderer Kontinente befindet und in Zeiten teurer werdender Energie Antworten auf den Klimawandel finden muss. Notwendig ist daher eine verfeinerte Kultur des Wiedergebrauchs: der Nutzung brach gefallener Flächen, vorhandener Bauten, vorhandener Räume. Notwendig ist aber auch die entschlossene Orientierung auf öffentlichen Nahverkehr, Fahrradverkehr und fußgängerfreundliche öffentliche Räume. In veränderter Form stellt sich auch wieder die soziale Frage.

So schön wie jetzt waren die Großstadtzentren noch nie. Was in der Städtebaudiskussion aber oft nicht thematisiert wird, sind die sozialen Wirkungen des Zentrumsumbaus. Im Zentrum konzentrieren sich Top-Wohnungen, Top-Geschäfte und Top-Ar-

beitsplätze. Angesichts der zunehmenden sozialen Differenzierungen in der Stadtregion birgt eine solcher Umbau die Gefahr, soziale Verdrängung und Ausgrenzung nicht nur zu dulden, sondern zu fördern. Die Aufgabe besteht daher darin, die Zentren für alle Bürgerinnen und Bürger offen zu halten.

Der wirtschaftliche und soziale Strukturwandel verbessert, so scheint es auf den ersten Blick, die Voraussetzungen einer Renaissance der kompakten Stadterweiterungsgebiete: Immer längere Ausbildungszeiten und der Zwang, lebenslang zu lernen, führen dazu, dass die Innenstadt als Wohnort für einen immer längeren Zeitraum Vorrang hat. Denn hier finden sich in der Regel die Ausbildungsstätten. Immer längere Altersphasen machen ebenfalls die Innenstädte interessant, denn hier werden sich die Dienstleistungen für ältere Menschen konzentrieren. In der Innenstadt siedeln sich auch gerne Beschäftigte der „kreativen Industrien“ an, die mit ihren unregelmäßigen Arbeitszeiten auf Dienstleistungsangebote zu unkonventionellen Uhrzeiten angewiesen sind. Hier werden auch jene Beschäftigten lieber wohnen, die dem Zwang zu außerordentlicher Flexibilität am Arbeitsplatz ausgesetzt sind. Wenn man – wie schon heute in den USA – nur einige wenige Jahre in einem Unternehmen Beschäftigung findet und dann wieder wechseln muss, ist man gut beraten, sich dort aufzuhalten, wo man nahe am Geschehen ist. Auch wer als Single lebt, schätzt die Vielfalt sozialer Kontaktorte, die eher in der Innenstadt zu finden sind. Und der zunehmende ökologische Druck rückt die kompakten Stadterweiterungsgebiete auf die politische Wunschliste.

Vor diesem Hintergrund scheint es so, als sei der wünschenswerte Aufstieg der fußgängerfreundlichen, dicht bebauten und nutzungsgemischten urbanen Innenstadt ein Selbstläufer, und man müsse nur abwarten. Aber es gibt auch Trends, die gegen die Innenstadt sprechen: Oft schrumpfen dort die Möglichkeiten zum Einkaufen für den täglichen Bedarf. Zudem belasten Lärm, Abgase, Staus und der Platzverbrauch des Autoverkehrs wichtige öffentliche Räume. Auch Sicherheit und Sauberkeit lassen oft zu wünschen übrig, die Schulen sind nicht so gut wie erwartet, und zunehmende soziale Spannungen vermindern die Aufenthaltsqualität. Offen ist vor allem die Zukunft der ehemali-

gen Arbeiterquartiere. Diese Stadtviertel sind heute das Experimentierfeld der postindustriellen Stadt, des Zusammenlebens von Deutschen und Immigranten ganz unterschiedlicher Herkunft. Daher ist es notwendig, die Strategien der Revitalisierung dieser Viertel weiter zu fördern und zu verbessern.

Entscheidend ist aber der Umgang mit unserer suburbanen Peripherie: Die Zersiedelung wird immer noch subventioniert, zugleich werden – aufgrund der niedrigen Dichte – erhebliche infrastrukturelle Ressourcen verbraucht. Vor uns steht daher die Aufgabe einer Sanierung der suburbanen Peripherie – durch den konsolidierenden Rück- und Umbau von Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus, durch eine partielle Nachverdichtung von Einfamilienhausgebieten, durch behutsame funktionale und soziale Mischung, durch die Schaffung kleiner Zentren, durch die Vernetzung mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Dazu muss der Ausstieg aus der öffentlichen Förderung der Zersiedelung gewagt werden – auch aus der Pendlerpauschale.

Die Großstadt der Zukunft erfordert also mehr denn je ein stadregionales nachhaltiges Programm, das Schönheit, Wirtschaftlichkeit, sozialen Ausgleich und die Belange der Umwelt bündelt. Dafür fehlt uns aber ein handlungsfähiges politisches Subjekt auf der Ebene der Stadtregion; vielleicht aber auch der politische Wille.

APuZ

Nächste Ausgabe

26/2009 · 22. Juni 2009

Geld

Hans-Christoph Binswanger

Die Rolle von Geld und Kapital in unserer Gesellschaft

Stephan Schulmeister

Der Boom der Finanzderivate und seine Folgen

Harald Klimenta

Probleme und Chancen der deutschen Bankenlandschaft

Frank Bertsch · Werner Just

Die Suche der Verbraucher nach verantwortlichen Kreditinstituten

Dieter Korczak

Der öffentliche Umgang mit privaten Schulden

Stefan Hradil

Wie gehen die Deutschen mit Geld um?

Michael-Burkhard Piorkowsky

Lernen, mit Geld umzugehen

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Manuel Halbauer (Volontär)
Johannes Piepenbrink
Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 9 95 15-0

Internet

www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Christian Illies

3-6 **Architektur als Philosophie – Philosophie der Architektur**

In Bauwerken ist eine implizite Weltdeutung und Vorstellung gesellschaftlichen Lebens zu entdecken, Architektur ist immer auch gebaute Philosophie. Es ist Aufgabe der Philosophie der Architektur, diese herauszuarbeiten.

Joachim Fischer

6-10 **Architektur als Kommunikationsmedium der Gesellschaft**

Architekturdebatten dürfen keine Nebendebatten und Architektursoziologie darf keine nur periphere Disziplin sein, nicht in der Sozialtheorie, nicht in der Raum- und Stadtsoziologie und auch nicht in der Gesellschaftstheorie der Moderne.

Heike Delitz

11-16 **Architektur + Soziologie = Architektursoziologie**

Angesichts der Bedeutung der Architektur für die Gesellschaft etabliert sich derzeit die Architektursoziologie. Ihre Perspektiven, Fragen und Antworten werden in Gestalt der (impliziten) Klassiker der Architektursoziologie vorgestellt.

Susanne Frank

16-21 **Architekturen: Mehr als ein „Spiegel der Gesellschaft“**

Architekturen bilden gesellschaftliche Verhältnisse nicht nur ab. Aus einer geschlechterbezogenen Perspektive wird gezeigt, dass Architekturen einen wichtigen Beitrag zur Produktion und Reproduktion sozialer Beziehungen leisten.

Markus Schroer

21-27 **Grenzen – ihre Bedeutung für Stadt und Architektur**

Welchen Beitrag leistet Architektur für die Stabilität und Sichtbarkeit sozialer Verhältnisse? Welche Grenzen zieht sie? Was passiert, wenn diese Grenzen uneindeutig werden oder gar zu verschwinden drohen.

Jens S. Dangschat

27-33 **Architektur und soziale Selektivität**

Die gesellschaftlichen Ausdifferenzierungen erschweren es, allgemein akzeptierte ästhetisch-architektonische Standards zu setzen. Vielmehr wird die postmoderne Architektur zunehmend instrumentalisiert, um partikularen Interessen zu dienen.

Harald Bodenschatz

33-38 **Die europäische Großstadt: Version 3.0**

Die Großstadt der Zukunft ist – städtebaulich betrachtet – eine Transformation der Großstadt von gestern. Es wird ein analytischer Rahmen zur Diskussion von Chancen und Gefahren der Großstadt von morgen abgesteckt.